Die Zukunft.

Berlin, den 12. August 1899.

In Rennes.

(Von unserem Spezial-Korrespondenten.)

In athemloser Spannung blickt die gesammte Kulturwelt, blicken sogar wilde Völkerschaften seit Wochen auf den Ort, wo ich, als erster von allen ausländischen Berichterstattern, gestern, drei Tage vor dem Beginn des Prozesses, eingetroffen bin. Nur die Stadt selbst, die der Ehre gewürdigt ist, der Schauplatz des im neunzehnten Jahrhundert bedeutsamsten Vorganges zu sein, scheint noch zu schlummern und gar nicht zu ahnen, daß sie einen Triumph der Menschlichkeit, der Wahrheit und Gerechtigkeit schauen soll, wie er im alten Condate der Redoner noch nicht gesehen ward. Und doch: wenn der Bretone Nomenojus, der Condate den Franken entriß, längst vergessen sein, wenn man von Karl dem Kahlen, von Bertrand Duguesclin, dem Sieger auf dem Tournier zu Rennes und Ueberwinder der britischen Belagerer, nicht mehr sprechen wird, dann wird die Erinnerung an Alfred und Lucie Dreyfus die Hauptstadt der Bretagne noch im Gedächtniß der Menschheit fortleben lassen. Diese Erkenntniß dämmert den hier zusammengepferchten siebenzigtausend Bürgern nicht; sonst würden sie das Haupt höher tragen. Sie wohnen zwar neunundfünfzig Meter über dem Meeresspiegel, aber ihre Intelligenz ist unter dem seit Jahrhunderten auf ihnen lastenden Joch des Klerikalismus morsch geworden und vermag sich nicht zu den Gipfeln menschlichen Bewußtseins aufzuschwingen. Weihwedel und Säbel haben hier, wo der das zehnte Armeecorps kommandirende General neben einem Erzbischof haust, einen festen Bund geschlossen. Kirchen, nichts als Kirchen. Saint-Pierre, Saint-Melaine, Saint-Aubin und Saint-Sauveur: die Fülle der bemalten Fenster

sperrt dem Licht der Wahrheit den Weg. Wenig Industrie und der Handelsverkehr einer kleinen Landstadt. Man braut Bier, gerbt Häute, fabrizirt Möbel und Thonwaaren und verkauft Korn, Vieh, Geflügel, Holz, Butter, Honig. Das ist keine Hochschule des Idealismus. Auch die eigentlichen Bildunganstalten, Universität, pharmazeutisches Institut und Lyceum, können sich gegen die im erzbischöflichen Palast und im Priesterseminar konzentrirte geistliche Macht nicht behaupten, deren Einfluß nur eine einzige Kulturstätte, die Filiale der Bank von Frankreich, sich in tapferem Bürgerstolz zu entziehen verstand. Im Ganzen ist der erste Eindruck trostlos und drängt dem Besucher die Frage auf, wie es kommen konnte, daß dieses finstere Nest zum Schauplatz des hellsten Menschheittages gewählt ward. Wollte der elende Schurke Dupuy in den Mauern, die einst von dem Boulanger gespendeten Jubel widerhallten, die Affaire endgiltig ersticken? Oder schien dem ritterlichen Sinn des Herrn Waldeck-Rousseau die von der Vilaine bespülte Stadt zur Beseitigung all der vilaines choses besonders geeignet?

Einerlei: Ihr Berichterstatter hat seine Zeit nicht verloren. Leicht wird uns freilich der Dienst für die siebente Großmacht hier nicht gemacht. Ich will noch ganz davon absehen, daß nur zwanzig telegraphische Apparate zur Verfügung stehen, auf deren jedem in etwa fünfzehn Stunden höchstens 25 000 Wörter weiterbefördert werden können, — eine lächerliche Bagatelle, wenn man bedenkt, daß am Abend jedes Verhandlungtages die Leser in Chicago, Neufahrwasser und Barcelona doch wissen wollen, was Labori gefragt und Mercier gestammelt hat. Aber auch sonst geberdet man sich, als handle sichs um einen einfachen Rechtsfall und nicht um die Affaire der Presse. Die Journalisten sollen, wie gewöhnliche Menschenkinder, den Angeklagten auf seinem Wege über die Straße, die in den Gerichtssaal führt, nicht sehen. Der Einblick in den dossier secret ist ihnen versagt. In den Hotels sind ihnen keine Zimmer, auf dem Telegraphenamt keine Schreibtische reservirt und vor den Schranken hat man ihnen schlechtere Plätze angewiesen als den Zeugen. Die Empörung über solche skandalösen Zustände ist allgemein, seit heute die Berichterstatter in Schaaren eingetroffen sind, und seufzend spricht man überall von der ganz anderen Behandlung, die in wirklichen Kulturstaaten bei weltgeschichtlichen Vorgängen — man denke z. B. an das kieler Kanalfest! — den Vertretern der Presse gesichert ist. Von Gratisdiners und Sectcheckbüchern ist hier nicht die Rede; und man muthet Männern von der Bedeutung der Max Nordau, Bernard Lazare und Theodor Wolff zu, selbst für ihr Unterkommen und ihre Verpflegung zu

sorgen. Die fremden Journalisten werden beinahe wie Eindringlinge angesehen, die der Handel gar nicht kümmere und die man nur widerwillig duldet. Wahrlich: die einst an der Spitze der Kulturmenschheit marschirende Nation mußte tief sinken, um so ganz vergessen zu können, wem sie im Grunde die Affaire und die Möglichkeit, ihre alten Tugenden glänzen zu lassen, verdankt! Wir aber, wir Männer des „verfehlten Berufes", die so oft schon, allen Widerständen zum Trotz, das Rad der Weltgeschichte vorwärts gedreht haben, wir müssen hier wieder einmal lernen, daß sich erst in der Beschränkung der Meister zeigt. Nun: Etwas wenigstens ist mir schon in den ersten vierundzwanzig Stunden gelungen. Ich habe nicht nur Frau Dreyfus, sondern auch den Helden des Prozesses selbst gesehen. Frau Lucie trug ein dunkelgraues Foulardkleid, reich mit schwarzen Spitzen garnirt, Hut und Schirm von der selben Farbe; der Ausdruck ihres Gesichtes war ruhig und vertrauensvoll; und nur daran, daß sie sich auf den Arm ihres Vaters, des allgemein hochgeachteten Herrn Hadamard — schwarzer Gehrock, helle Plastroncravatte, Cylinder, Stock mit silberner Krücke — stützte, konnte man einen Rückstand des schweren Leids erkennen, das diese so schmerzenreiche wie heroische Mutter durchgemacht hat. Sie ist täglich, wenn sie ihren Mann im Gefängniß besucht, zu sehen. Nicht so bequem war es, den Märtyrer von der Teufelsinsel mit Augen zu schauen. Auf Schleichwegen mußte ich mich in das Militärarrestlokal schmuggeln. Dort fand ich offene Hände und konnte im Kleid eines Schließers in einer dunklen Mauernische kauern. Stunden lang mußte ich warten. Schon verzweifelte ich an dem Erfolg. Da...endlich! Der Hauptmann, der eben mit seinen Vertheidigern Berathung gepflogen hatte, fühlte ein menschliches Bedürfniß und kam, den Aufseher mit dem riesigen, rasselnden Schlüsselbund neben sich, über den Korridor. Sein Schritt war fest, die Haltung straff und soldatisch; er ging sehr schnell, wie Einer, der eine drückende Last gern abschütteln möchte und das Ziel, an dem die Befreiung winkt, nah vor sich sieht. Mein Versteck lag hart neben der Thür, die er suchte; so sah ich ihn ganz genau. Unter dem Pincenez zwei leidvoll spähende Augen. Die Gestalt hager. Haar und Schnurrbart kurz und fast völlig ergraut, auf der Mitte des Kopfes eine große kahle Stelle. Der Teint gelblich. Die rechte Hand, wie vor einem wichtigen Entschluß, krampfhaft zur Faust geballt; in der linken ein Zeitungblatt (wenn mein Auge im Dunkel nicht trog, die Aurore). Fast zwölf Minuten — ich sah nach der Uhr — stand ich so in tiefster Gemüthsbewegung und überlegte, ob ein dringendes Telegramm noch rechtzeitig in die Abendausgabe kommen würde. Ein knisterndes Ge-

räusch weckte mich aus dem Brüten. Die Thür fiel krachend ins Schloß: der Gefangene kehrte in seine Zelle zurück. Jetzt war der Gang ruhiger, die Haltung sicherer, das Auge heiterer. Fast schien mirs, als huschte, während er ein kurzes Wort zu dem Wärter sprach, ein müdes Lächeln über die bleichen Züge. Nein, — und wenn der ganze Generalstab, wenn das wimmelnde Heer der Jesuitenzöglinge mit dem Pater Du Lac an der Spitze diesen Mann schuldig sprechen sollte: Das war nicht die Miene eines Verräthers! So stolz schreitet nicht ein Verbrecher mit belastetem Gewissen...

Seines Fleißes darf sich auch der Bescheidene rühmen. Kaum hatte ich die Kleider gewechselt, als ich, von dem mächtigen Eindruck noch ganz erfüllt, auf den Bahnhof stürzte, um die dem pariser Zug Entsteigenden zu sehen. Ein paar Jämmerlinge aus den Reihen der Pfaffenknechte, darunter der sogenannte Dichter Maurice Barrès, dessen Roman Les déracinés die Wonne aller jesuitisch Verseuchten ist, dann aber — das Glück war mir heute günstig! — der Oberst Picquart. Frankreichs letzter Ritter, dessen reinen Händen das Spionagebureau des Generalstabes anvertraut war, sieht noch eben so bildschön aus, wie ihn die Meisterfeder unseres Theodor Wolff während des Zola-Prozesses geschildert hat. Trotzig und kühn blickt er um sich. Die Schaar der Vertheidiger des Rechtes umringt ihn und schüttelt seine tapfere Hand. Sogar bekannte Revolutionäre drängen sich in die Nähe des unerschrockenen Offiziers und lüften vor dem einstigen Hüter des Militärreptilienfonds ehrerbietig den Hut (das greisenhaft thörichte Pronunciamento des Herrn Liebknecht gegen Jaurès und Millerand hat hier nur gezeigt, daß in Deutschland der sozialistische Hase noch im antisemitischen Pfeffer liegt). Und während Georges Picquart die Droschke besteigt, stimmen, in dankbarer Erinnerung an die mit dem Rohrpostbrief, dem berühmten petit bleu, verübte Heldenthat, die versammelten Revisionisten das schöne, aus der Tiefe des gallischen Volksempfindens geschöpfte Lied an:

O petit bleu, petit bleu, petit bleu,
Ça vous met la tête en feu!

Eine sinnige Ovation, für die der Gefeierte mit verständnißvollem, gewinnendem Lächeln dankt. Die spärlich erschienenen Nationalisten beugen erschauernd das Haupt. Sie fühlen, nicht zum ersten Mal in diesen Tagen, daß die Stunde der großen Heimzahlung naht.

Ja: sie naht! Und wer begnadet ward, sie in der Nähe mitzuerleben, Der mag die Gunst seines Schicksals preisen. Keine höhere Aufgabe ward der Presse jemals gestellt. Wir werden uns ihrer würdig zeigen. Ein Un-

geheures, in den Annalen der Kulturwelt Unerhörtes ist geschehen: ein Unschuldiger wurde verurtheilt und eine privilegirte Kaste weigerte sich, den eigenen Bankerott öffentlich anzuzeigen. Würden wir, wenn Solches bei uns geschähe — zum Glück ist es im Deutschen Reich unmöglich! — den Fremden nicht dankbar sein, die das Reinigungwerk übernähmen und uns zeigten, wie wir, um glücklich zu leben, regirt und prozessirt werden müßten? Auf Dank von der launischen Dame Gallia rechnen wir nicht. Wir erfüllen, ohne Menschenfurcht und Eigennutz, unsere Pflicht. Wir werden das bejammernswerthe Land Voltaires und Zolas von den erbärmlichen Stümpern vom Schlage der Bourget, Brunetière, Lemaître, Coppée und Barrès säubern und die schurkischen Sündergesichter der Boisdeffre, Billot, Méline, Cavaignac, Mercier, Zurlinden, Négrier und Konsorten ins Dunkel scheuchen. Dem Dienst der Wahrheit weiht uns unser edler Beruf. Die Wahrheit suchen wir auch hier und die nächsten Wochen werden beweisen, daß wir sie schon seit Jahren gefunden haben... Ich muß schließen, denn die Gesellschaft der Reinen Hände hat für den Abend eine Versammlung einberufen, der Clémenceau, der vertraute Freund des hochseligen Barons Reinach, präsidiren wird. Morgen mehr darüber. Für heute nur noch das Geständniß: Wie winzig scheinen Einem hier, wo um der Menschheit große Gegenstände gerungen wird, die heimischen Angelegenheiten! Man schelte mich deshalb nicht einen schlechten Patrioten. Europa will eins werden, sagt Nietzsche. Und auch den Deutschen, der ein guter Europäer geworden ist, muß mehr als alle Kämpfe um den Kanal und die Konstitution, mehr als der Plan, Millionen deutscher Arbeiter ihr wirthschaftlich werthvollstes Recht zu nehmen, jetzt die Frage interessiren, ob Dreyfus oder Esterhazy das Bordereau geschrieben hat. Daß die deutsche Presse die für die Menschheit unermeßliche Bedeutung dieser Frage früh erkannte, wird zu allen Zeiten einer ihrer schönsten Ruhmestitel bleiben.

Martin Greif und Karl du Prel.

Es ist kein Zweifel: in den oberen Regionen wenigstens des deutschen Parnasses ist am Ende des Jahrhunderts das Gedränge nicht gerade beängstigend. Die hohen Herren sitzen bequem weit auseinander, so weit, daß sie einander kaum sehen, gar selten aber verstehen. Gerade der so besonders aussichtvolle Punkt, wo Martin Greif sich niedergelassen, ist ein Wenig gemieden und nicht leicht naht ein Anderer; Alle zögern, wie in leiser Furcht um die eigene Höhe. Jeder kann zufrieden sein mit solcher Huldigung der Kunstgenossen; sie ist aufrichtig. Heute noch ist ihm, dem Sechzigjährigen, als untrügliche Bestätigung das Wort Emersons geschrieben: „Das sind nur geringe Verdienste, die sich an den Fingern der Hand aufzählen lassen. Fürchte Dich, wenn Deine Freunde Dir sagen, was Du gut gemacht hast, und es Dir auf zählen können! Aber wenn sie Dir mit einem gewissen unsicheren Blick aus dem Wege gehen, der halb Respekt und halb Mißfallen bedeutet, wenn sie ihr endgiltiges Urtheil auf Jahre hinausschieben müssen, dann magst Du Hoffnung schöpfen."

Wir wollen uns nicht mit dem Fehler der Zeit, dem Hang zu Aeußerlichkeiten, aufhalten. Dazu giebts heute schon Biographien des Dichters. Sein Leben war einfach und einfach Mühe und Arbeit, gesegnete Mühe und Arbeit, Leistung. Nicht, was sie für ihn bedeutete, ist zu untersuchen, sondern, was sie uns war und sein wird.

Martin Greifs Kunst und Wesen knüpfen an Goethe und Schiller an, mehr an Goethe als an Schiller. Bedingung und Ziel des Schaffens ist ihm, wie dem Großen, jenes unfaßbare Etwas, dessen Begriff schwankt wie keiner, dessen Entbehrlichkeit man uns heute mit immer heftigeren Worten einzureden versucht: die Bildung, — das Wort in dem hohen Sinn der Klassikerzeit genommen. Jede Kunst- und Lebensthat erhält für ihn nur Sinn und Gewicht durch jenes Ziel, entspringt jenem Boden mit der wunderbaren Eigenschaft, daß ihn die Frucht nicht ärmer macht, sondern bereichert. Doch man denke nicht an einen großen Schulsack. Er verschließt sich eher dem mehr äußerlichen, auf dem Wissen um die Zeitideen beruhenden Zusammenhang mit den Vorgängern. Es ist mehr ein Zusammenklang als ein Berühren. Sehr rasch findet er schon in den ersten Anfängen seiner Kunst jenen Ton in der Symphonie der Vergangenheit heraus, der ihn vor Allen anspricht und den fortzuführen, er sich sogleich stark genug und berufen fühlt. Die Seele dieses Tons ist — Jugend. Er hat im Laufe der Jahre an Macht und Metall gewonnen, sein Wesen aber bewahrt. Es ist der Ton der Lyrik, der unverkennbare, den nur Naturen von blühendster Lebenskraft über den Mai des Lebens hinaus festhalten können. Aber auch nur solche

können eine Kunstgattung wirklich weiterbringen. Nur in ihnen findet das spätere, gereifte Urtheil noch so viel Wurzeltrieb, daß wirklich neue Blüthen entstehen. Verlängerte Jugend ist die Bedingung — wenn nicht aller geistigen Führerschaft, so doch — in der Lyrik. Das plastische Vermögen entscheidet Alles.

Das Wesen dieser plastischen Kunst besteht in der Kraft, den Raum mit Form zu erfüllen. Sie ist bei dem Lyriker am Größten, der im kleinsten Gedicht die größte Menge gestalteter Vorstellungen und Empfindungen zu einer Einheit der Form zusammenzufassen vermag. Wie es verschiedene Werke der Goldschmiedekunst giebt, vom Armband bis zur Krone und in allen Legirungen, so giebt es verschiedene Arten lyrischer Gedichte, vom Stimmungvierzeiler, der einen Sonnenstrahl auf einen Augenblick festhält, bis zur Elegie, in der ein Menschenschicksal mit einem unendlichen Naturgeschehen zusammenathmet.

Es ist schon lange keine Frage mehr, welche dieser Arten Greif am Meisten verdankt. Der unwiderstehliche Drang, alle Freude, jeden Schmerz in die Natur zu tragen, in Berührung mit ihr zu lösen und zu lindern, seelisch aufzunehmen und zu verarbeiten, und die Möglichkeit hierzu, wie sie dem modernen Menschen unendlich gesteigert bereit liegt, führten ihn zu dem beseelten Naturbild, jener Art Lyrik, in der er den Schätzern jenes Dranges noch heute ein unübertroffener Meister ist, vielen Theilnehmern jener Möglichkeit ein zugängliches Vorbild schien und war. Doch allzu weit konnte sich Niemand nähern. Dazu müssen wirkliche Leistungen auch in dieser Gattung zu fest und wohlbegründet auf dem Boden aller Kunst, auf der Persönlichkeit, ruhen, deren Gewicht und Bedeutung auch hier die Abstände mißt und unüberbrückbar macht. Unnahbarkeit ist das erste Merkmal der Sterne.

Daran wurde Greifs Kunst schon in ihren ersten Anfängen erkannt. Kenner wie Julius Klaiber und Adolf Bayersdorfer begrüßten ihre ersten Gaben; und was sie von dem Jüngling versprochen, Das fühlt heute ein weiter Kreis von Verehrern und Bewunderern bestätigt. Die Gunst der Zeit freilich hat nicht viel beigetragen. Der Wirbel modernen Lebens, wie er in den sechziger Jahren anhub und in rasendem Fluge die Geister bis zu Nietzsches Zweifel an allen Werthen forttrug, mußte seine Gestalt dem Blick Vieler verhüllen. Und doch kämpfte auch er mit in dem großen Ringen, ungesehen vielleicht um so wirksamer, wie die Athene in der Wolke und auf der Seite der Griechen. In der That: wie Vielen hat er den guten alten Glauben gerettet, daß die Kunst eine freie, stille Sache sei, ein süßes Labsal, eine Götterhilfe. Mitten in dem Lärm schuf er eine Insel der Stille, deren Dasein allein eine Menge schon als Beruhigung empfand. Der, den die leisen Wellen seiner Gesänge wirklich erreichten, fand sich rasch aufgenommen in jene Stille und vertauschte sie nicht leicht wieder gegen lautere Freuden. Wie Vielen wurde sein Werk und Wirken zu dem Geister scheidenden

Prüfstein, dessen untrügliche Sicherheit um so mehr erfreute und stärkte, je verwirrender sich die Bilder einer schäumenden und gährenden Kunstübung vor dem rathlosen Blicke durcheinander schlangen. Daß diese Wirkung ihre Quelle und Kraft nicht in dem Neuen, sondern in dem Alten, in dem Erbe und nicht in dem Erworbenen, hatte, machte sie nicht fraglicher, sondern eindruckvoller. Sie gab Unzähligen das Gefühl, nun das richtige Maß, das Maß überhaupt, in die Hand bekommen zu haben. Der Verkehr mit der Natur war unter den ungeschlachten Vorstellungen vom Kampf ums Dasein, von der Wuth und Grausamkeit der Elemente, von der Scheußlichkeit der mikroskopischen Ungeheuerwelt allgemach zu einer Pein, statt zu einer Befreiung, geworden. Alle Köpfe fieberten von der Großstadthitze, deren quälende Bilder draußen im Freien nicht vor dem zitternden Blick verschwanden, sondern eher bestätigt und verstärkt aus dem Spiegel der Natur zurückkamen. Das Alpenglühen wurde zum Wiederschein eines Kaminbrandes und in dem Rauschen des Meeres hörte man nicht viel mehr als das Getöse des Straßenlärms. Alle Bilder der Natur waren beseelt, — aber nicht mit Seelen, sondern mit Gespenstern.

Da that ein starkes Beispiel noth. Und wirklich: in der Fähigkeit, die eigene menschliche Winzigkeit im Anblick der Natur zurückzulassen, hat Greif wenige Rivalen gefunden. Alle Dinge sprechen ihn groß an, wie sie sind, und keinem fällt er ins Wort. Was er wiedererzählt, ist aber auch dann aus erster Hand, süß und nahrhaft wie Muttermilch. Das Leben, alle zusammengefaßten zeugenden, nährenden, gebärenden Kräfte der Natur reden ihn an und reden in ihm. Kein störender Winkel in seinem Wesen bricht das große Ja der Natur in ein krankes, kleines, menschliches Verneinen und Verleugnen. Das ganze, reiche, unendliche Leben, das uns umfließt, ist ihm eine segensvolle Wirklichkeit, eine Offenbarung und kein Schattenspiel. Und Alles, was der kleinen, armen Kreatur in dem Strome dieses Daseins begegnen kann, muß ihr im letzten Grunde zum Heil gereichen. Dabei zittert sein Herz nicht weniger als ein anderes in Schmerz und Mitleid. Nichts aber kann seine Zuversicht erschüttern. Sie strömt aus seinen Gedichten in den Leser als das Letzte und Feinste, als der Lebenssaft seiner Betrachtung der Welt und des Daseins, den Geber nicht weniger stärkend als den Beschenkten.

„Wenn sich der Bruder,
„Den Du getröstet,
„Lang' schon erhoben,
„Folgt Dir, schimmernd nachgetragen
„Auf unsichtbaren Händen,
„Gold'ner Lohn in unendlicher Fülle."

Das Alles will nichts Anderes sagen als: Wesen und Inhalt seiner

Kunst wie jeder echten, ist der Glaube an die Vernünftigkeit der Welt. Daß er diesen Glauben in sich hat und nährt: Das ist sein Wesen; daß er ihn erwecken kann: seine Kunst. Wenn sie uns heute noch in dem beseelten Naturbild am Größten erscheint, so mag Das daher rühren, daß heutzutage Jeder mehr als je mit sich selbst beschäftigt, der Nachempfindung einer einfachen Beziehung eines Ichs zur unpersönlichen Natur noch am Leichtesten zugänglich ist. Doch wird dieser moderne Zug nicht entscheiden, in welchem Licht, mit welcher Wirkung die Gestalt des Dichters in vielleicht nicht entfernter Zukunft dastehen wird. Immer aussichtvoller und allgemeiner kommt man einem Geheimniß auf die Spur, dem Geheimniß der Persönlichkeit. Wir fragen öfter und dringender, was ein Mann ist, als, was er leistet. In seinem Sein sehen wir deutlicher als sonst die für uns werthvollste Leistung. Wir verlangen sehnsuchtvoller von dem Dichter ein Vorbild für unser Leben als ein Abbild des Lebens. Wir wollen wieder einmal deutlich sehen, was er vor uns voraus hat, das Wenige und Große, statt Dessen, was er mit uns gemein hat, das Viele, Kleine. Und sein Werk schätzen wir mehr, weil es uns ein stärkeres, reicheres, besseres Leben verräth als eine höhere Kunst; oder vielmehr: wir sehen die höhere Kunst eher als die Blüthe eines höheren Lebens. Da werden dann aus seinem Lebenswerke jene Schöpfungen plastischer hervortreten, in denen sich seine Art, den Mitmenschen zu nehmen und sich ihm zu geben, wie er liebt und haßt, verkörpert hat, die Lieder, die Stimmen und Gestalten, die Balladen und Romanzen, die Dramen. Wir werden von dem Urgrund seiner Werke, von seinem höchsten Werke, von seinem Leben ergriffen sein, von jenem Kunstwerke, an dem Jeder auf Erden unabläßig feilt und arbeitet, von seiner Persönlichkeit. Sein Kämpfer- und Dulderleben, das heute nur den Nächststehenden eine Stärkung und Mahnung, wird es Vielen sein.

Wie verschwinden dagegen fast bedeutunglos alle Glückwünsche in dem Gefühle, die sie in der Brust des Beschenkten erregen! Der Mann, dem der Rückblick den eigenen Werth so fest und untrüglich versichert, braucht keine Herzstärkung, der Zukunft entgegenzusehen. Ohne alle äußere Bestätigung lebt er in der beseligenden Gewißheit, jede Kraft genutzt und jede Gabe erhöht und verstärkt weitergegeben zu haben, und in der Erwartung, die nicht getäuscht werden kann, daß die Zeit den scheuen Blick der Verkennung, der „halb Respekt, halb Mißfallen“ bedeutet, in den geraden der Liebe und Bewunderung verwandeln müsse.

Das deutsche Volk ist heute nicht sehr reich an Kerngestalten des Wesens und Lebens. Man möchte beinahe fürchten für seine Zukunft bei dem Anblick all des Unerfreulichen, des Schwachen, Kränklichen, ja, Verwesenden, das sich bald auf der Oberfläche, bald mehr in der Tiefe zeigt. Es verkündet nichts Gutes, wenn der äußere Erfolg zu Vielen ausschließlich Maß und Richtschnur

des Urtheils und des Handelns wird. Immer allgemeiner übertrumpft die äußere Leistung die innere, der Intellekt den Charakter, das Vergängliche das Dauernde.

In der Kunst vor Allem, wo nur das Sein auch scheint, schön ist, bedeutet Das Niedergang und Verarmung. Wenn der höchste Maecen, das starke, klare, reiche und tiefe Empfinden des Volkes leidet, muß der Schützling mitleiden. In solchen Zeiten hat der Dichter ein anderes Gewicht als sonst. Da ist er mehr Behüter und Ueberlieferer als Schöpfer und Eroberer, er steht mehr neben dem Priester als neben dem König, er wirkt mehr durch sein Wesen als durch seine That, ein Herkules im Dienste eines Eurystheus, ein arbeitender Held, von dem Jole sagt: „Als ich Theseus erblickte, da wünschte ich, ihn zum Kampfe vortreten oder wenigstens seine Rosse beim Wagenrennen lenken zu sehen; aber Herakles wartete nicht auf den Kampf, er siegte, ob er stand oder ging oder saß, oder was er sonst thun mochte."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Die ganze Philosophie ist keine Stunde Studiums werth", sagt Pascal. Er hat Recht für Den, der ein Wissen über das Unwißbare erwartet, und Unrecht für Alle, die wissen, daß alle Dinge der Welt belehren, also auch die Spiele der Kinder und die Systeme der Philosophen, und daß der Umfang der möglichen Belehrung nicht von dem Gegenstande der Betrachtung, sondern von dem Betrachter abhängt.

Die deutsche Philosophie fängt an, sich langsam aus der eisernen Umklammerung der Encyklopädisten und der Naturwissenschaften loszuringen. Man kehrt um, — vorläufig zu Kant. Einer der ersten Verkünder und Bekenner dieser Umkehr ist Karl du Prel. Auch sein Schaffen ging von der Aufklärung und den Naturwissenschaften aus. Und doch war er schon seiner Zeit voraus, als er im Beginn seiner Laufbahn den Kampf ums Dasein am Himmel unter den Sternen, den größten für das Menschenauge sichtbaren Individualitäten, die Fechner mit heute erst deutlicher vernehmbarem Beifall als beseelte Organismen anzusprechen wagte, wiederzufinden glaubte. Schon in jener Erstlingsarbeit lag eigentlich die Absage an das Dogma von Kraft und Stoff, die er dann, immer bestimmter und schärfer formulirend, bis zur Wiederbelebung — wenn nicht Wiedererweckung — des Begriffes der Seele, bis zu Bekenntniß und Verkündigung eines individuellen Lebens des Menschen nach dem Tode fortführte. Lange vor den Anderen war er auf Kant zurückgegangen, um mit Zöllner und Hellenbach in der Lehre von der Idealität von Raum und Zeit die einzige Brücke zu einem neuen Lande der Erkenntniß zu finden. Sie allein schien all die räthselhaften Erscheinungen der Nachtseite des menschlichen Seelenlebens, wie sie in Traum und Schlaf, im Hypnotismus, Somnambulismus, im Animismus und Mediumismus in verwirrender Mannichfaltigkeit und mit scheinbar handgreiflicher Deutlich-

keit sich dem Blicke aufdrängen, nicht nur zu bestätigen und zu erklären, sondern gradezu zu Beweisen für eine andere thatsächliche Form des Daseins zu machen. Ob jene Formel Das leisten kann, ob sie überhaupt richtig ist, ist hier nicht zu untersuchen. Daß Kant selbst ihr so Etwas wie eine Leistung zutraute, ist bekannt. Und dem modernen Forscher floß das Material in ganz anderen Massen zu. Die heutige Zugänglichkeit aller Quellen der Belehrung allein ermöglicht eine gegen früher unschätzbar gesteigerte persönliche Erfahrung, während die jetzige Form des Kulturlebens die Häufigkeit bestimmter Erscheinungen des Seelenlebens zu begünstigen schien. Man braucht nur an das Auftreten Hansens zu erinnern und an die literarische Fluth über Hypnotismus und Suggestion, die es entfesselte. Welche Befürchtungen bei den Einen und welche Hoffnungen bei den Anderen knüpften sich daran! Und doch war Das nur ein kleiner Ausschnitt des schier unübersehbaren Gebietes. Da mußten sich denn die Vorstellungen über die Aufschlüsse, die jene Erscheinungen gewähren konnten, lebhafter färben, — um so mehr, je unbefangener und unberührter ein Forscher aus dem Gedankenkreis der Naturwissenschaften herkam.

Freilich: den unerschütterlichen Glauben an Maß und Zahl, an das Experiment, pflegte auch ein solcher nicht zurückzulassen. So trennte sich bald die Schaar. Der eine Theil beschränkte sich, die einfacheren, häufigen, normalen Erscheinungen des Seelenlebens, meist sich in Fechners Fußstapfen haltend, experimentell zu verfolgen und auf weitere Ausblicke zu verzichten, der andere sah in den seltenen, verwickelten, anormalen Aeußerungen der Psyche den Schlüssel zu dem Räthsel alles Menschendaseins. Die letzten Fragen, das Woher und Wohin, der Anfang und das Ende, Sinn und Inhalt des Menschenlebens, schienen dieser Forschung mit dem physikalischen Versuche nahbar. Sie glaubte sich — wenn nicht am Ziel, so doch — auf dem Wege einer wirklich wissenschaftlichen, einer naturwissenschaftlichen Begründung der Welt des Geistes. Wie weit dieser Glaube berechtigt ist, soll hier nicht untersucht werden. An der Spitze seiner Bekenner steht heute Karl du Prel und blickt auf eine stattliche Gefolgschaft. Zwei Eigenschaften haben ihn an diesen Platz gestellt: die Universalität, womit er das ganze, ungeheure Gebiet der Erscheinungen und Berichte in Studium und Verwerthung umfaßte, und seine vollendete wissenschaftliche Unerschrockenheit. Die Vereinigung dieser beiden Vorzüge machen seine Leistung zu einer einzigen, unnahbaren. Wenn Hellenbach, Zöllner, Wittig, Sellin, Sir William Crookes, Lord Raleigh, Oliver Lodge, Sidgwick, Podmore, Myers, W. Th. Stead, de Rochas, Lombroso, Schiaparelli, Ermacora, Finzi und Andere, die Einen, sich auf diese oder jene Gruppe von Erscheinungen beschränkend, reicheres spezifisches Material herbeibrachten, die Anderen auch vor den auffallendsten Phänomenen den endgiltigen

Schluß noch vertagen wollten, Andere in der Propaganda mehr und theils Unübertreffliches leisteten, — Keiner verfügte wie du Prel über eine so lückenlose Kenntniß des Gebietes, über so gleichmäßige geistige Durchdringung des ungeheuren Stoffes, über eine so vollkommene innere Freiheit gegenüber jeder Einzelheit, jene Freiheit, die überall und gar auf so bestrittenem Boden erst ermöglicht, jedes Ding an seinen Platz zu stellen. Wer immer sich in Zukunft über das Material selbst orientiren will und darüber, welches Gewicht es für die Bildung einer Weltanschauung haben kann, wird sich an das Werk des münchener Denkers halten müssen. Freilich: der Schlußstein dieses Werkes fehlt noch. Wie ein Baumeister, der auf unsicherem Grunde mit begreiflicher Sorge sich um die Güte des Fundamentes bemüht, so scheint er noch immer Material herbeizuschaffen, das, bestimmt, in der Tiefe zu verschwinden, nur den Boden festigen soll. Die hohe Tempelwölbung einer Ethik, in der sich alle Festigkeit des Bodens und alle Freiheit des Himmeltraumes zusammenschließen, läßt er noch kaum ahnen. So werden wir immer begieriger auf sein letztes Wort, das zündende, womit er unseren Willen berühren wird. Mag sein, daß er gern auf ein lauteres Echo seiner Stimme verzichtet und daß er jenes Wort nie aussprechen wird. Im kleineren Kreise wird die Wirkung seines reinen Geistes vielleicht die größere bleiben. Hier wenigstens wird der Eindruck seines Wesens jeden möglichen seines Wortes übertreffen.

Es ist nicht schwer, zu erkennen, inwiefern diese Vermuthung wahrscheinlich ist. Der Begriff Wissenschaft hat in unseren Zeiten einen noch nie gesehenen Umfang angenommen. Immer deutlicher stellt sich heraus, daß er dabei Elemente sich einverleibt, die er auf die Dauer nicht festhalten kann. Der Gedanke, als ob Kunst und Wissenschaft in Folge unserer vorgeschrittenen modernen Bildung drauf und dran wären, die Religion abzulösen, klingt heute noch in allen Geistern, die früh sich dem Einfluß Feuerbachs und David Friedrichs Strauß lebhaft hingaben, nach, so weit sie auch der eigene Weg von diesen Denkern abgeführt haben mag. Das Bischen „zu viel" an Geist, das der Wissenschaft auch in du Prels Denken zugebilligt wird, die kleine Ueberlast, die sie nicht mehr tragen kann, scheinen den treuen Forscher von jenem letzten Worte abzuhalten. Das macht sein Wirken und Wesen nicht kleiner. Denn das Ideal macht den Märtyrer, den wirklichen und einzigen Sieger. Die nur, die ihre Sache zu groß nehmen, sind die wirklichen Förderer der Menschheit. Sie allein erleben die Tragik der Irrthümer nicht allein für sich, sondern für Alle. Neben solcher Frucht erscheint Alles, was die Welt an Erfolg und Anerkennung zu geben hat, klein an Gewicht und Bedeutung. So stehen wir wieder vor der Persönlichkeit, als der einzigen und köstlichsten Gabe, die der Einzelne der Mitwelt darzubringen hat, nach der allein sein Werth und Wirken gemessen wird.

Wie groß mag die Zahl Derer sein, die du Prels Einfluß an sich erfuhren! Wie Vielen hat er das erste Licht gebracht, wie Vielen ist er heute noch Führer und Erklärer, wie Viele bleiben ihm dankbar ergeben, wenn sie längst seine Pfade verlassen haben! An Allen hat er Samariterdienste gethan. Dem gegenüber kommt es wenig in Betracht, was von seiner Leistung die Wissenschaft der Zukunft behalten, was sie erst anerkennen, was sie verwerfen wird. Ein Mensch ist groß nur in seinem Wesen, von dem die Gedanken nur einen kleinen und minder wichtigen Theil ausmachen. Die Geistesheroen sind eine moderne Erfindung und kein gutes Zeugniß für die Erfinder Die wahren Helden sind Helden des Willens, seit der Bergpredigt des hilfreichen, des selbstlosen, des guten Willens.

Martin Greif und Karl du Prel sind Jugendfreunde. Nur ein paar Wochen im Alter verschieden, feierten sie zusammen den sechzigsten Geburtstag, nachdem sie ein Menschenalter zusammen auf dem selben Boden gestritten und gelitten hatten, der Eine für die himmlischere, der Andere für die irdischere Göttin, der Eine für die Kunst, der Andere für die Wissenschaft. Jeder von ihnen hat seiner Erkorenen mit unerschütterlicher Treue, mit vollkommener Hingabe, mit dem Aufgebot aller Kräfte gedient. Beide waren Offiziere, bevor sie den leichteren Herrendienst mit den schwereren Frauendienst vertauschten. Seitdem haben sie ihre Pflicht mit ruhiger Entschlossenheit gethan. Keiner hat paktirt, Keiner ist zurückgewichen. Jeder hat sich behauptet, ohne sich zu versagen, bereit, jeden Eindruck aufzunehmen, und im Stande, ihn individualisirt wieder zurückzugeben. Sie haben mitgeformt an dem Bilde der Welt, ein Jeder nach dem Maß seiner Kraft, und haben sich formen lassen, Jeder nach dem Maß seines Wesens. Mehr wird von den Größten nicht verlangt.

Das, was die Welt Erfolg nennt, Goldene Berge und den lauten Beifall der Menge, hat weder Greif noch du Prel errungen. Dagegen sind sie seit dem Beginn ihrer Laufbahn im Geistesleben der Zeit da, immer gegenwärtig, wenn auch ungesehen und ungehört, immer mit einem bestimmten, starken Gewicht fühlbar, selbst von den Unempfindlichen bemerkt und von den Unwilligen mit jenem verheißungvollen Blick, „der halb Respekt und halb Mißfallen bedeutet", ausgezeichnet. Daneben fehlt eine zahlreiche Gemeinde nicht von Solchen, die, im Innersten ergriffen von dem Wesen des Freundespaares, ihre dahinschreitenden Gestalten als Lehre und Vorbild des rechten Weges sicher im Auge behalten. Ich möchte diese Gemeinde nicht tadeln, weil ich selbst zu ihr gehöre.

Regensburg. Paul Garin.

Nachschrift: Am fünften August in Heilig Kreuz bei Hall in Tirol ist Karl du Prel gestorben. Der Glückwunsch verwandelt sich in einen Nachruf.

Dieser erfordert noch ein innigeres Wort. Ihm fehlte keine einzige der Eigenschaften, die den echten Charakter darstellen, und sie standen alle in jenem Einklang, der erst den echten Edelmann ausmacht. Wer ihm im Leben begegnet ist, ist gestärkt von ihm gegangen. Einem Jeden schienen von da an Herzensgüte und bereitwillige Liebenswürdigkeit wie eine selbstverständliche Folge aufrichtiger und ehrlicher Arbeit, wie ein Ziel, von dem Keiner ausgeschlossen ist. Er war einem Jeden ein lebendiges Zeugniß Dessen, daß die Wenigen, Auserlesenen, die Geister seines Schlages, das Salz der Erde sind, von deren Gnaden allein alles mittlere und kleinere Dasein sich fristet. Ein Ritter ohne Furcht und Tadel hat er nun das dunkle Thor durchschritten, um dessen Geheimniß er sich ein Menschenalter bemüht hat.

Paul Garin.

Kautsky als Theoretiker.

Die wirthschaftgeschichtliche Auffassung Kautskys*) ist die Grundlage seiner Wirthschaftstheorie. Die entscheidende Frage ist:

Kann die der Industrie eigenthümliche „Tendenz" zum großkapitalistischen Betrieb nach Wesen und Bedingungen der landwirthschaftlichen Urproduktion auch in der Landwirthschaft Platz greifen?

Ich will auf jeden historischen und jeden statistischen Einwand gegen das behauptete „Entwickelungsgesetz" in der Industrie verzichten und unterstellen, daß in der Industrie thatsächlich Akkumulation und Centralisation des Kapitals auf der einen und Expropriation und Proletarisirung auf der anderen Seite unaufhaltsam fortschreiten. Weiter kann man dem Gegner kaum entgegenkommen. Vermögen nun die selben ökonomischen Vorgänge in der Landwirthschaft die selben Ergebnisse herbeizuführen?

In der Industrie wird das aus der „ursprünglichen Akkumulation" herrührende Stammkapital zur Heranziehung „freier Arbeiter" verwendet; diese Arbeiter schaffen „Mehrwerth", der zum Theil konsumirt, zum Theil akkumulirt und zum Kapital geschlagen wird, das als konstantes Kapital der technischen Verbesserung der Arbeitmittel oder als variables Kapital der Heranziehung neuer freier Arbeiter dient. Auf beiderlei Art wächst der Unternehmergewinn, wird weiter akkumulirt, — und so fort in infinitum. Hand in Hand damit geht die Centralisation des Kapitals; denn mit der steigenden Arbeitstheilung und der Vervollkommnung der technischen Hilfsmittel sinken die Produktionkosten der Waareneinheit bedeutend. Folglich kann der kapitalistische Unternehmer den kleinen konkurrirenden „einfachen Waarenproduzenten" unterbieten und schließlich vom Markt verdrängen: der Expropriirte wird freier Arbeiter und ist verurtheilt, seinem Besieger von nun an gleichfalls Mehrwerth zu steuern. Als Hebel der Expropriation der Kleinen durch die Großen wirkt also in der Industrie die preiserniedrigende Wirkung der freien Konkurrenz. Ist der Preis so tief herabgedrückt, daß der einfache Waarenproduzent außer seinen Selbstkosten trotz Ueberarbeit und

*) S. „Zukunft" vom 5. August 1899.

Unterkonsum seinen Lebensunterhalt nicht mehr findet, so muß er endgiltig den Kampf aufgeben, ist expropriirt und als selbständige wirthschaftliche Existenz ausgelöscht.

In der Landwirthschaft hat die „ursprüngliche Akkumulation" einer Anzahl von Privatpersonen das Eigenthum an größeren Bodenflächen verschafft und der größere Landbesitz wirft zweifellos auch „Mehrwerth" ab, sei es als Steuer höriger oder als Zins freier Pächter oder als Ueberschuß über den Lohn freier Arbeiter. Ein Theil dieses Mehrwerthes kann zweifellos ebenfalls akkumulirt und als konstantes oder variables Kapital produktiv angelegt, kapitalisirt werden: ebenfalls mit dem Erfolg, durch Verbesserung der Produktionmittel und Vermehrung der Arbeitkräfte die Produktivität der Acker- und Arbeiteinheit und so den Mehrwerth zu steigern. Aber resultirt daraus stets ein Preissturz? Werden die Preise für Korn und Fleisch etwa durch den Konkurrenzkampf zwischen Großgrundbesitzern und Bauern heruntergedrückt, bis der Bauer schließlich trotz Ueberarbeit und Unterkonsum seinen Lebensunterhalt nicht mehr finden kann?

Kautsky entwickelt, zwar scholastisch verschnörkelt, aber richtig, wie verschieden die Preisbildung für Industriewaaren und für Landwirthschaftprodukte vor sich geht. Er weiß auch sehr wohl, daß der Preis der Industriewaaren auf die Dauer durch die geringsten Reproduktionkosten bedingt ist, d. h. durch die Preisstellung der technisch am Höchsten ausgestatteten Betriebe; der Preis der Landwirthschaftprodukte dagegen durch die höchsten Produktionkosten, d. h. durch die Kosten, die Ankauf und Zufuhr desjenigen für die Versorgung des Marktes noch nöthigen, Getreides erfordern, das unter den ungünstigsten Verhältnissen gewachsen ist. Wer besseren Boden hat oder dem Markt näher ist oder mit mehr Kapital wirthschaftet, verkauft nicht billiger, sondern steckt einen höheren Gewinn ein: die Differentialgrundrente. Von einem Unterbieten kann also keine Rede sein, wenigstens nicht im Sinne der industriellen Konkurrenz. Das Bedürfniß, für das die Landwirthschaft zu sorgen hat, ist das stärkste Existenzbedürfniß der Menschheit, der Markt für ihre Erzeugnisse daher von einer ungeheuren, keinem Gewerbserzeugniß auch nur entfernt zukommenden Größe und von einer Elastizität, die kaum Grenzen hat. Keine noch so große Ernte ist denkbar, die nicht schließlich Abnehmer fände, und zwar aus dem einleuchtenden Grund, weil die Majorität der Menschheit nie ganz satt wird. Bei dieser Markt lage ist es ausgeschlossen, daß ein einzelner Betrieb, selbst wenn er das Undenkbare ausführte, nämlich, unter dem Marktpreise zu verkaufen, einen irgendwie bemerkenswerthen oder gar nachhaltigen Preisdruck ausüben könnte.

Bedingt schon Das einen großen Unterschied, so wird die Unähnlichkeit dadurch noch größer, daß fast jeder industrielle Betrieb die Möglichkeit und die Tendenz hat, seine Produktion so zu vergrößern, daß er den ganzen Absatz allein monopolisirt. Diese Absicht kann selbst dem Eigenthümer der größten Latifundien der Welt nicht im Traume einfallen; denn die gewaltigste und geschickteste Kapitalinvestirung kann seine Ernteerträge niemals in dem Maße steigern, daß er den Markt auch nur wesentlich stärker als zuvor beeinflussen könnte. Seine Produktionkraft bleibt im Verhältniß zur Weltproduktion unendlich klein, ob er auch seine Erträge verzehnfacht.

Bestimmt also in der Industrie die Preisfestsetzung des am Besten ausgestatteten Wettbewerbers den Preis, so entscheidet in der Landwirthschaft nur das Ver-

hältniß von Gesammtangebot zu Gesammtnachfrage über den jeweiligen Marktpreis, während der durchschnittliche Preis sich, jeder Einzelwillkür entzogen, nach Thünens Theorie automatisch bildet. Daher ist auch die psychologische Stellung der „Konkurrenten" in beiden Zweigen der Produktion toto coelo verschieden: dem Industriellen ist jeder Wettbewerber ein Gegner, den er vernichten muß, um nicht von ihm vernichtet zu werden; der Landmann sieht in seinem Nachbarn den Genossen in Freud und Leid, der mit ihm in Geduld hinzunehmen hat, was das Wetter und der Markt Gutes oder Böses bringen. Eine „Konkurrenz" nach Art der Industriellen besteht für die Landwirthschaft allenfalls zwischen Ländern, die unter verschiedenen Natur- und Arbeitverhältnissen produziren, aber niemals zwischen Einzelpersonen im selben Lande, also auch nicht zwischen dem Bauern und dem Großgrundbesitzer.

Mag man die gemeinsame Beschickung des selben Marktes also Konkurrenz nennen oder nicht: so viel ist jedenfalls sicher, daß derjenige Mechanismus der freien Konkurrenz in der Landwirthschaft nicht existirt, der durch billigere Reproduktionkosten den kleinen Unternehmer unterbietet und aus dem Markt wirft.

Das Alles scheint Kautsky nun gar nicht zu sehen. Er konstatirt erstaunt, daß die „Konkurrenz" auf dem Lande nicht gefürchtet wird. „Aber nicht überall sind größere Güter in der Nähe, die Gelegenheit zu Nebenverdienst geben. Oft werden solche Güter, weit entfernt, als Konkurrenten betrachtet zu werden, geradezu ersehnt." Doch muß ihm Das als Ausnahmefall erscheinen, denn an anderer Stelle sagt er, „daß die große Mehrheit der landwirthschaftlichen Bevölkerung auf dem Waarenmarkte nicht mehr als Verkäufer von Lebensmitteln, sondern als Verkäufer von Arbeitkraft und als Käufer von Lebensmitteln in Betracht kommt. Die Kleinbetriebe hören auf, als Konkurrenten des Großbetriebes aufzutreten" und: „Je schärfer die Konkurrenz des bäuerlichen Betriebes mit dem Großbetrieb (und mit überseeischem Betrieb), je mehr er den Konkurrenzkampf nur durch Ueberarbeit und Verzicht auf alle Bedürfnisse der Kultur, mitunter selbst auf nothwendige Lebensbedürfnisse, durch freiwillige Degradirung zur tiefsten Barbarei führen kann, desto mehr verliert auch die bäuerliche Scholle die Kraft, ihren Besitzer an den Boden zu fesseln." Ich glaube nicht, daß es möglich ist, diese Stellen anders zu verstehen als so, daß Kautsky thatsächlich das Bestehen einer Konkurrenz zwischen Groß- und Kleinbetrieb, wenigstens annähernd, im Sinne der Industrie für vorhanden hält. Aus der selben Wurzel heraus gewinnt für ihn die alte Streitfrage, ob Groß- oder Kleinbetrieb in der Landwirthschaft die überlegene Form sei, eine ganz neue Bedeutung. Die Agrarökonomie hat sich bisher mit dieser Frage weniger von dem Gesichtspunkt aus befaßt, welche der beiden Betriebsformen der anderen im wirthschaftlichen Wettkampf den Garaus machen werde, als von dem Gesichtspunkt des höchsten nationalwirthschaftlichen Reinertrages und allenfalls der politischen Stabilität. Der praktische Agrarpolitiker wollte wissen, ob die Versorgung des Gesammtvolkes besser durch Großbetriebe oder durch Kleinbetriebe oder durch eine Mischung Beider — und in welchem Verhältniß — gesichert sei; auch, ob vielleicht politische Nothwendigkeiten erforderten, selbst eine wirthschaftlich minderwerthige Klasse der Landbevölkerung zu erhalten oder zu vermehren. Kautsky aber glaubt, daß es sich um eine Frage der Konkurrenzfähigkeit handle. Und doch kann davon keine

Rede sein. Ein unverschuldeter Bauer auf ausreichendem Boden könnte inmitten der intensivsten Hackfruchtkultur ruhig Brandwirthschaft treiben, ohne die „Konkurrenz" zu spüren. Er würde nur weniger Korn verkaufen können und wäre ärmer, als er bei vernünftiger Wirthschaft sein könnte: aber seine Existenz wäre nicht bedroht.

Was die Frage der technischen Ueberlegenheit des Großbetriebes anlangt, die Kautsky natürlich bejaht, so hat er sich die überflüssige Mühe gegeben, zu beweisen, daß der Großbetrieb ceteris paribus dem Kleinbetrieb überlegen sei. Das hat seit Adam Smith und Arthur Young kaum Jemand mehr bezweifelt. Aber über die entscheidende Thatsache, daß jene „Gleichheit der übrigen Verhältnisse" nicht herstellbar ist, gleitet er leicht hinweg. Daß alle Nachtheile des Bauernbetriebes, der Mangel an Kapital, die Belastung mit Gebäudeunkosten, der Mangel an Fachbildung, durch die unendliche Ueberlegenheit der Arbeitleistung vielleicht aufgewogen, ja wahrscheinlich heute schon überwogen werden, daß der Bauer arbeitsam, sorgsam und sparsam, der Tagelöhner unfleißig, sorglos und unwirthschaftlich arbeitet, kann nicht durch die Behauptung aus der Welt geschafft werden, daß der Bauer durch „Ueberarbeit und Unterkonsum" zur „Barbarei" zurückgelangt ist. Mindestens hätte der Schüler Marxens, in dessen System die „Reservearmee" eine so entscheidende Rolle spielt, doch der Thatsache Gewicht beilegen müssen, daß auf dem Lande eine Reservearmee nicht existirt. Und daher kommt es ja gerade, daß der Tagelöhner so minderwerthige Arbeit leistet. Treibt ihn doch weder das Zuckerbrot des Vortheiles noch die Peitsche der Arbeitlosigkeit.

Die richtige Theorie kennt also weder in der Landwirthschaft „Konkurrenz" zwischen Klein- und Großbetrieb, noch besteht jener Mechanismus, der in dem Gewerbe die kleinen Betriebe durch Unterbietung, durch Verlust ihres Absatzmarktes an die großen Betriebe vernichtet. Aber Das stammt nicht von Marx und gilt daher für unseren Autor nicht. Ich will mich deshalb auf den Standpunkt stellen, daß die Theorie falsch ist, und nur direkt an die Thatsachen appelliren. Sollte sich da irgend Etwas von Akkumulation und Centralisation im landwirthschaftlichen Betrieb herausstellen, so will ich Theorie Theorie sein lassen und die Waffen strecken.

Kautsky kennt natürlich die Statistik. Er muß zugeben, daß sich die Klein- und Mittelbetriebe in Deutschland und England, den Ländern der kapitalistischen Wirthschaft κατ' ἐξοχήν, vermehren, während die Großbetriebe von 1882 bis 1895 in Deutschland nur sehr unbedeutend (um 70 Betriebe über 100 ha und um 45 538 ha Areal) zugenommen, in England von 1885 bis 1895 sogar bedeutend abgenommen haben. Die Parzellenbetriebe (unter 2 ha) zeigen in Deutschland von 1882 bis 1895 eine Zunahme von 174 536 Betrieben, allerdings bei einer Abnahme ihres Gesammtareals von ungefähr einem Zehntel Prozent; die Kleinbetriebe (2 bis 5 ha) wuchsen um 34 911 Betriebe und ungefähr 96 000 ha Areal, die Mittelbetriebe (5 bis 20 ha) um 72 199 Betriebe und 563 477 ha Areal; die Großbauernbetriebe (20 bis 100 ha) wuchsen an Zahl um 257, verloren aber 38 333 ha an Areal. Diese Zahlen sprechen nicht gerade für „Akkumulation und Centralisation". Kautsky versucht deshalb, sie in seinem Sinne zu interpretiren. Er erklärt zunächst den Hypothekengläubiger für den eigentlichen Besitzer des Gutes und den Wirth für Dessen bloßen Verwalter. „Dem Hypothekengläubiger fällt thatsächlich die selbe Rolle zu, die im Pachtsystem der

Grundbesitzer spielt." Das ist eine verblüffende Behauptung! Kautsky hat jedenfalls einige bis über den — augenblicklich etwas zurückgegangenen — Gutswerth verschuldete Landwirthe im Auge, die thatsächlich ja nur die Verwalter ihrer Gläubiger sind. Aber diese Ausnahme darf doch nicht zur Regel gemacht werden. Es ist kein Unterschied zwischen der Hypothek auf einem Fabrikgrundstück und der Hypothek auf einem Rittergut. Kautsky selbst führt an, daß „der Zuwachs der Grundrente beim Pachtsystem dem Gutsbesitzer, beim Hypothekarsystem aber dem ‚thatsächlichen Unternehmer und nominellen Grundbesitzer' und nicht dem ‚eigentlichen Besitzer' (dem Hypothekarier) zufällt", — und Das ist schon keine quantité négligeable. Wenn Kautsky nicht durch Voreingenommenheit verhindert wäre, die Rolle des „unearned increment", des Rentenzuwachses, in der modernen Grundbesitzgeschichte als des Prius und der Hypothekarverschuldung als des Posterius richtig zu würdigen: er würde sich wohl besonnen haben, Hypothekengläubiger und Eigenthümer, Gutsbesitzer und Pächter für identisch zu erklären.

Aber er braucht eben seine Definition für die weitere Beweisführung. „Beim Hypothekarsystem ist der Prozeß der Konzentration des Grundbesitzes oder, wenn man genau sein will, der Grundrente deutlich sichtbar." Nun folgt eine summarische Aufzählung der Summen, die die genossenschaftlich organisirten, die staatlichen und provinziellen Bodenkreditinstitute, die Hypothekenaktienbanken (in Pfandbriefen) und die Sparkassen, Versicherungsgesellschaften, Stiftungen und Korporationen in Hypotheken angelegt haben. „Diese Zahlen zeigen schon eine enorme Konzentration der Grundrente in wenigen centralen Instituten an; die Konzentration nimmt aber noch rasch zu." Darauf folgen Zahlen auf Zahlen und endlich kommt der triumphirende Schluß: „Das sind Zahlen, die wohl deutlich darauf hinweisen, daß das marxistische Dogma für das Grundeigenthum nicht minder gilt als für das Kapital!" Hinc illae lacrimae! Also, um die „Konzentration des Grundeigenthumes" zu beweisen, mußte die Hypothek zum „eigentlichen Grundeigenthum" avanciren und der „Gutsbesitzer" zum „kapitalistischen Pächter" herabsinken! Man mag Kautsky noch so weit entgegenkommen: seine Zahlen beweisen nach der Seite der Betriebsart durchaus nichts Anderes als die unbestrittene Konzentration der Kapitalien im Bank- und Kreditgeschäft und natürlich auch eine Zunahme der Bodenverschuldung. Aber eine Konzentration des Grundbesitzes beweisen sie nicht einmal nach der Richtung der Betriebskonzentration, geschweige denn nach der der Eigenthumskonzentration. Auch besteht nebenbei ein großer Unterschied zwischen Aktienbanken und Hypothekarinstituten. Jene sind selbständige großkapitalistische Unternehmer, die mit ungeheuren Mitteln in den Konkurrenzkampf eintreten und wohl kleinere Kapitalisten vernichten können. Diese sind vertrauenswürdige Vermittler zwischen den hypothekenbedürftigen Wirthen und dem kapitalbesitzenden Publikum. Sie machen höchstens ein paar Dorfwucherer überflüssig und beziehen für sich die Provisionen, die früher kleinen Geldleuten zufielen. Auch dienen sie mit ihren Anlagewerthen den kleinen Sparern ganz so wie Sparkassen und Versicherungsgesellschaften.

In sozialdemokratischen Schriften wird überhaupt nicht selten ein bedenkliches logisches Spiel mit dem Worte „Konzentration" getrieben. Bald bedeutet es Betriebs- und bald Besitzkonzentration. Damit ist der quaternio terminorum Thür und Thor geöffnet. Wäre Betriebskonzentration auch immer Besitzkonzen

tration, so wäre damit immer die Nebenwirkung der Expropriirung und der Proletarisirung verbunden. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Im Mormonenstaate ist z. B. fast die gesammte Produktion und das gesammte Verkaufsgeschäft in Aktiengesellschaften organisirt: eine fast beispiellose Betriebskonzentration! Aber die Aktien sind sehr gleichmäßig unter fast alle Mitglieder der Gesellschaft vertheilt. Und die britischen Konsumvereine, die britischen Kreditgenossenschaften, die englisch-amerikanischen building societies stellen gewaltige Betriebskonzentrationen dar, ohne daß damit eine Besitzkonzentration verbunden wäre.

Besser begründet ist, wenn Kautsky gelegentlich feststellt, daß eine „Konzentration" in der Landwirthschaft auch ohne Vergrößerung der Bodenfläche stattfinden kann: nämlich durch Verwendung einer größeren Anzahl von Menschen- und Maschinenkräften, d. h. durch intensivere Kultur. Dagegen ist es nicht überzeugend, wenn er in Anlehnung an einzelne Wahrnehmungen Rudolfs Meyer behauptet, daß die Zahl der Güter in der Hand eines Besitzers im Wachsen sei. Das würde eine Konzentration des Eigenthumes nur dann darstellen, wenn nicht etwa Erbtheilung oder Dismembrirung anderswo entgegengesetzt wirkten. Da wir keine Besitzstatistik haben, so läßt sich darüber nicht weiter rechten.

Unbestritten soll freilich bleiben, daß Fideikommisse, Majorate und die dem freien Verkehr entzogenen Herrschaften des hohen Adels und der regirenden Häuser schnell wachsen. Das ist sicherlich eine Eigenthumskonzentration. Aber gerade hier zeigt sich der Unterschied gegenüber den Industrieverhältnissen im hellsten Licht. Der größere Industrielle verdrängt den kleineren, weil er an der Waareneinheit einen größeren Gewinn erzielt; der Großbesitzer kauft den Bauern oder kleineren Gutsbesitzer aus, obgleich er an der Bodeneinheit einen kleineren Gewinn erzielt. Der Landhunger der Magnaten ist nach Sering „lediglich ein Streben nach Erweiterung einer ohnehin schon übermäßigen Machtsphäre, ohne irgend welche volkswirthschaftliche oder technische Rechtfertigung".

Das Kapital in Industrie und Handel konzentrirt sich kraft ökonomischer Ueberlegenheit: das Grundeigenthum konzentrirt sich trotz ökonomischer Minderleistung, weil durch politische Verhältnisse die Grundbesitzer zu einem Reichthum gelangt sind, dessen Erträgnisse sie trotz hoher Lebenshaltung nicht zu verbrauchen im Stande sind, und weil die Großgrundbesitzer politische Gründe haben, ihre Ueberschüsse nicht den besser rentirenden Gewerbszweigen, sondern einer sehr niedrig verzinslichen Anlage zuzuführen. Wenn man sich vorstellt, daß irgendwo mit dem Besitz vieler Windmühlen großer politischer Einfluß verbunden wäre und daß gewisse Familien in Folge politischer Vorgänge sich im Eigenthum vieler solcher Mühlen befänden, so daß ihnen trotz den durch Dampfmühlen gedrückten Preisen jährlich ein Ueberschuß in der Hand bliebe, so würden diese Familien gewiß auch geneigt sein, Dampfmühlen zu erwerben und wieder in Windmühlen zu verwandeln: aber Niemand würde in dieser Entwickelung eine ökonomische Kraft und in dieser Handlungweise ökonomische Absichten vermuthen. Genau so handeln aber die großen Landmagnaten, — gewiß zum Theil in der richtigen Ueberzeugung, daß mit Besitzvergrößerungen auch ihr Einfluß auf die Gesetzgebung und damit ihre materiellen Einkünfte wachsen werden.

Um marxisch zu reden, so ist diese Konzentration des Grundeigenthumes nichts Anderes als eine unmittelbare Folge der „ursprünglichen Akkumulation",

ohne das Dazwischentreten irgend einer noch so kleinen ökonomischen Potenz, während in Industrie und Handel die ursprüngliche Akkumulation nur den winzigen Keim des späteren Vermögens gelegt hat und die weitere Entwickelung durch rein ökonomische Kräfte vor sich ging. Im Uebrigen ist diese Art der Konzentration relativ viel zu gering, als daß sie für die marxistische Doktrin als Beweis herangezogen werden könnte.

Besteht die „Konzentration des Grundbesitzes" auf der einen Seite, bewiesen durch die Anhäufung der Hypotheken bei einzelnen Großbankinstituten, so verlangt das marxistische Dogma auf der anderen Seite den Nachweis der „Expropriirung und Proletarisirung" des kleinen Betriebes durch den großen. Kautsky will auch diesen Beweis nicht schuldig bleiben. Zwar weicht der Bauer nicht von seiner Scholle, aber er wird, nach Kautsky, dennoch proletarisirt und mindestens insoweit auch expropriirt, als er Hypothekenzinsen aufgenommen hat. Er ist ja dann, wie wir wissen, nichts als „Pächter", und zwar ein proletarischer Pächter. Man könnte erwarten, daß Kautsky alle Kraft auf diesen Punkt gerichtet hätte. Dazu gehörte eine eingehende Schilderung des status a quo, d. h. des Zustandes, in dem der Bauer in die kapitalistische Aera eintrat, und der Nachweis, daß dieser Zustand sich vortheilhaft von dem status ad quem unterscheidet, den er jetzt erreicht hat. Ich erwartete genaue statistische Angaben, etwa eine Berechnung, um wie viel sich die bäuerliche Stelle durchschnittlich in dieser Zeit verkleinert hat, wie viel von den Hauptfrüchten auf den Morgen damals geerntet wurde und wie viel jetzt; die durchschnittlichen Preisunterschiede dieser Hauptfrüchte zwischen damals und jetzt; wie sich Steuern und andere öffentlichen Leistungen und Lasten von damals auf heute verändert haben u. s. w. Daraus hätte sich dann eine ungefähre Bilanz, eine Vergleichsmöglichkeit ergeben.

Nichts davon wird uns gezeigt. Wir hören zuerst, daß die Vermehrung der bäuerlichen Stellen wenig oder nichts beweise. Die Akkumulation und Konzentration in Handel und Gewerbe brauche auch nicht mit einer statistisch beweisbaren Verminderung der Betriebe zusammenzugehen. Die aus der eigentlichen Produktion geworfenen Elemente suchten im Kramhandel, in Flickarbeit und in Hilfgewerben ihre Zuflucht oder würden unter dem Anschein der Selbständigkeit Hausindustrielle, d. h. Lohnarbeiter ihrer Besieger. Das trifft für Handel und Gewerber gewiß zu und ich will es sogar für einen Theil der Parzellenbesitzer in der Landwirthschaft gelten lassen. Aber wie sich Kautsky die Zufluchtorte derjenigen ländlichen Klasse vorstellt, deren starke Zunahme gerade den statistischen Stein des Anstoßes bildet, der Klasse der Mittelbetriebe, Das ist mir ein Räthsel. Werden da Kramhandel und landwirthschaftliche Reparaturgewerbe getrieben oder geht man auf Lohnarbeit? Aber die Bauern sind durch die kapitalistische Entwickelung proletarisirt worden! „Diese Blüthe wurzelt im Sumpf, sie erwächst nicht aus dem Wohlstand der Bauerschaft, sondern aus der Bedrängniß der gesammten Landwirthschaft."

Als status a quo erhalten wir auf Seite 8 ein Stimmungidyll nach Sismondi mit Bezug auf schweizerische und oberitalienische Bauern im Zustande der Naturalwirthschaft. Dagegen entrollt uns Seite 25 das furchtbare Elend der französischen Bauern gegen Ende der Feudalzeit nach der bekannten Schilderung von Labruyère. Das Idyll ist wahrscheinlich als Ausgangspunkt zu nehmen, wenn die kapitalistischen Gräuel an den Schandpfahl gestellt werden sollen, das

Elend, wenn die Feudalzeit an die Reihe kommt. Jedenfalls bleibt der Zustand der Landbevölkerung zu Anfang der kapitalistischen Aera gänzlich unaufgeklärt und die Behauptung, der Kapitalismus habe die Bauern heruntergebracht, unkontrolirbar.

Erfährt man also nicht, ob die bäuerlichen Zustände sich verschlechtert haben, so auch nicht einmal, ob sie thatsächlich schlecht, Das heißt, proletarisch sind. Kautsky macht sich diesen Beweis sehr leicht, — zu leicht nach meiner Meinung. Er entnimmt den Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik einige Beispiele sehr niedriger Lebenshaltung von Bauern, fügt ein paar Beispiele aus England, Frankreich und Amerika hinzu und erklärt sich für befriedigt. Daß man solchen Beispielen hundert Beispiele des Gegentheiles entgegenstellen könnte, ist ihm gleichgiltig. Ich erinnere nur an die friesischen Marschbauern, an die Gartenbauern im Rheinland, die Milchproduzenten um Berlin, die Tabakbauern in der Hardt, die Hecht geschildert hat, an den unerhörten Wohlstand der kleinen Farmer in Riverside u. s. w. Diese Dinge sind ja statistisch schwer zu fassen. Aber, so viel ist doch unbestreitbar, daß gerade der Bauer heute durchschnittlich materiell und sozial auf ganz anderer Höhe steht als sein Vorfahr vor den Freiheitkriegen, — nicht nur im Osten, sondern auch im Westen Deutschlands; und ferner hat man doch den Eindruck, daß von einer eigentlich proletarischen Existenz bei der großen Mehrzahl unserer Bauern nicht wohl die Rede sein kann. Aber selbst wenn sie bestünde, wäre sie doch sicher nicht auf die Weise Kautskys zu erklären. Folgt man ihm, so hat nämlich die Geld- und Waarenwirthschaft in mehrfacher Beziehung höchst verderblich auf den Bauern eingewirkt. Zuerst dadurch, daß sie seine Naturalwirthschaft, seine Hausindustrie „ruinirte" und ihn für den Absatz seiner Produkte und den Einkauf seiner gewerblichen Bedürfnisse auf den Markt anwies. Er brauchte mehr Geld als vorher: und damit war seiner Auswucherung durch Geldgeber und Zwischenhändler, seiner dinglichen Verschuldung und Steuerüberlastung das Thor geöffnet. Nun ist es richtig, daß eine sich auch gewerblich selbst versorgende Bauernwirthschaft auf ausreichendem Boden eines groben Behagens sicher ist, so lange äußere Störungen fern bleiben. Aber solche äußeren Störungen warteten nicht erst auf die Geldwirthschaft, um in den geschlossenen Mikrokosmus der Naturalwirthschaft einzubrechen. Die Naturalabgabe, die der Grundholde der Karolingerzeit seinem Grundherrn zu entrichten hatte, entzog ihm gerade so sehr einen Theil seiner Ernte, als wenn er sie verkauft und das Geld an die Rentei abgeliefert hätte; und eben so stand es mit dem kirchlichen Zehnten, der vom Rohertrage geliefert werden mußte. Als die Geldwirthschaft sich aber durchsetzte und die Zinse und Zehnten in Geld fixirt waren, da sanken sie sogar absolut, weil eine ausgebreitete Falschmünzerei Schrot und Korn der Denare enorm verringert hatte; und auch im Verhältniß zum gesteigerten Ertrag der Hufe sanken sie auf eine lächerliche Abgabe, einen kleinen „Rekognitionzins" herab, der zwei Jahrhunderte lang trotz vordringender Geldwirthschaft und Waarenproduktion dann stabil verblieb. Die Hypotheken (Gülten) sind ebenfalls viel älter als die Geldwirthschaft. Getreidegülten haben sich bis tief in die Neuzeit hinein neben den Geldgülten erhalten. Endlich der Wucher! Daß alle diese Dinge in Deutschland zum Ruin des Bauernstandes ausschlugen, lange bevor die „kapitalistische Produktion" auch nur in ihren ersten Ansätzen vorhanden war, sei noch einmal kurz erwähnt.

Und nun die „Vernichtung der bäuerlichen Industrie"! Ich will nicht

urgiren, daß dieser Vorgang im Allgemeinen als volkswirthschaftliche Arbeitstheilung und damit als Ausdruck des Kulturfortschrittes betrachtet wird. Die fortwährende Abspaltung der einzelnen Thätigkeiten, die der Urhufner in seinem Lebenserwerb vereinigte, zu gesonderten Berufen hat ja erst den Zustand der Technik gestattet, den Jedermann für die materielle Grundlage der höheren Kultur ansieht. Aber Das ist kein Einwand gegen Marx-Kautsky, die ja die „kapitalistische Aera" als ökonomisch-nothwendigen Durchgangspunkt der Wirthschaft betrachten und ihre produktiv-technischen Glanzseiten nicht leugnen. Man muß aber fragen, wie denn die kapitalistische Waarenproduktion den bäuerlichen Hausfleiß für den Eigenverbrauch zu „ruiniren" vermochte, da doch diese verschiedenen Erzeugnisse gar nicht auf dem Markte zusammentrafen. Thatsache ist, daß der Bauer seine gewerbliche Eigenproduktion freiwillig aufgab, offenbar, weil er seine Zeit in der Landwirthschaft besser anwenden konnte als in gewerblicher Arbeit. Und daß er sich hierin nicht verrechnet hat, beweist das in allen Kulturländern mit Waarenproduktion unaufhörlich erfolgende und auch Kautsky bekannte Wachsthum der Ernteerträge im Verhältniß zur Ackereinheit, das höhere Schlachtgewicht und die höhere Milchergiebigkeit des Zuchtviehes. Es ist unmöglich, sich ein Bild davon zu machen, wie und warum diese fortschreitende Arbeitstheilung den Bauern materiell geschädigt haben sollte. Die Agrargeschichte des frühen Mittelalters lehrt, daß genau der selbe Vorgang der fortschreitenden Berufstheilung und Waarenproduktion den deutschen Bauern binnen zwei Jahrhunderten aus einem gehetzten, armsäligen Sklaven zum wohlhabenden, sozial hochstehenden Manne gemacht hat.

Die überseeische Konkurrenz ist für Kautsky ein Ergebniß der kapitalistischen Wirthschaft mit ihren Eisenbahnen und Dampfschiffen. Ohne mit ihm darüber zu streiten, ob hierbei Ursache und Wirkung nicht verwechselt sind, begnüge ich mich damit, festzustellen, daß sie den Bauern nicht geschädigt hat. Denn die Preise der wichtigsten Bodenprodukte sind trotz dem Preissturz der siebenziger und achtziger Jahre noch jetzt wesentlich höher als am Anfang der kapitalistischen Aera in Preußen; und dabei sind doch die Ernteerträge im Verhältniß zur Flächeneinheit bedeutend gewachsen. Also auch die überseeische Konkurrenz kann nicht als Ursache der Proletarisirung der Bauern herangezogen werden.

Doch genug des grausamen Spieles! Kein Sachkenner leugnet, daß viele Bauern des westlichen Europas sich thatsächlich in übler, meinetwegen in „proletarischer" Lage befinden. Aber diese Nothlage hat nichts mit der kapitalistischen Entwickelung zu thun. Wo ein Nothstand besteht, der weder auf Selbstverschuldung noch auf Unglücksfälle zurückgeführt werden kann, ist fast immer das Erbrecht verantwortlich. Wo realiter getheilt wird, entstehen Zwergbesitzer, die nicht leben und nicht sterben können und dann entweder als Bauern dem Viehwucher oder als Hausindustrielle der Ausbeutung verfallen oder Wanderarbeiter oder Tagelöhner werden; und Erb- und Aussteuerverschuldung schaffen da, wo die Erbgüter ohne Anerbenprivilegien übernommen werden, Betriebe, die den Boden ausrauben, um nur Steuern und Zinsen zu erschwingen, und die so erst recht zu Grunde gehen. Auch hier giebt dann der Wucher nur den Genickfang. Wenn die überseeische Konkurrenz viele Mittelwirthe eben so ruiniren konnte wie die Großbesitzer, so war Das nur dadurch möglich, daß in den zwei Dezennien der ausnehmend hohen Produkten- und Bodenpreise auch die Bodenverschuldung entsprechend gestiegen

war. Wenn unsere Bauern nicht schon in weitem Umfang ein Zweikindersystem angenommen hätten, wäre die Nothlage gewiß noch viel verbreiteter: so aber zeigt die ländliche Verschuldungstatistik, daß es durchschnittlich dem Kleinbesitz heute noch immer besser ergeht als dem Großbesitz, den eine viel höhere Verschuldung, die Kaufverschuldung, ganz vorwiegend bedrängt. Kautsky weist der unheilvollen Wirkung der Erbverschuldung nicht die entscheidende Rolle für die bäuerliche Nothlage an, die ihr zukommt. Er erklärt sie, wenn auch mit vorsichtiger Verklausulirung, aus der „kapitalistischen Produktion", und zwar mit Hilfe eines Fehlschlusses. Nämlich: erst die kapitalistische Produktion hat, indem sie die feudalen Fesseln sprengte, dem Bauern durch Ablösung aller dinglichen Lasten das „volle Eigenthum" an seiner Hufe gegeben. Das Erbrecht ist aber Ausfluß des vollen Eigenthumes, folglich ist die Erbverschuldung Folge der kapitalistischen Aera, — quod erat demonstrandum!

Aber das Eigenthumsrecht war schon lange vor der kapitalistischen Revolution so weit frei, daß wenigstens der west- und süddeutsche Bauer über sein Eigenthum von Todeswegen verfügen und es mit Grundschulden belasten konnte. Die freie Erbtheilung ist fast durchweg die Regel und wird vielfach von den Grundherren sogar begünstigt, weil sie dann Kurmede und Besthaupt vervielfacht erhalten. Im Nordwesten wird der bäuerlichen Bevölkerung das „Anerbenrecht" erst aufgezwungen. Wir haben schon im Anfang des dreizehnten Jahrhundertes weitgehende Besitzzersplitterung und Verschuldung im Westen. Also auch das „freie Eigenthum" ist älter als der Kapitalismus, eben so wie Geldwirthschaft, Steuerlast, Wucher, Hypothekarkredit und Arbeitstheilung.

Die letzte Wurzel der erdrückenden Erbverschuldung ist aber nicht das Erbrecht an sich, sondern das Erbrecht unter den bestimmten Verhältnissen sehr hohen Bodenpreises. Bauernland steht namentlich im Westen so enorm hoch im Preis und muß daher im Erbgang so unwirthschaftlich hoch belastet werden, weil der deutsche Boden in ungeheurem Umfang durch den Großbesitz in Anspruch genommen ist. Wenn Gutsland, nachdem es parzellirt ist, drei- bis viermal so viel Menschen faßt, die von der Landwirthschaft leben, als vorher, Gutsland aber außerordentlich schwer aufgetheilt werden kann, weil es entweder rechtlich durch Fideikommisse und Aehnliches oder faktisch durch die „goldenen Klammern" unserer Hypothekengesetzgebung fast unangreifbar gemacht ist: dann ist es doch eben nur diese weitgehende Bindung und Aussperrung des Bodens, die den hohen Verkehrswerth von Bauernland und damit seine hohe Verschuldung verursacht. Diese Erscheinung gehört aber nicht der kapitalistischen Produktionart, sondern der vorkapitalistischen „ursprünglichen Akkumulation" an.

* * *

Kautsky hatte sich die Aufgabe gestellt, zu „untersuchen, ob und wie das Kapital sich der Landwirthschaft bemächtigt, sie umwälzt, alte Produktion- und Eigenthumsformen unhaltbar macht und die Nothwendigkeit neuer hervorbringt."

Als er am Schluß seiner Untersuchungen angelangt war, glaubte er die gestellte Frage bejahen zu können: „Wo aber haben wir das bewegende Moment zu suchen, das jene Aenderung in der Produktionweise nothwendig macht? Die Antwort kann nach dem Ausgeführten nicht schwer fallen. Die Industrie bildet die Triebkraft, nicht nur ihrer eigenen, sondern auch der landwirthschaftlichen Entwickelung. Wir haben

gesehen, daß es die städtische Industrie war, die die Einheit von Industrie und Landwirthschaft auf dem Lande zerstörte, die den Landmann zum einseitigen Landwirth machte, zum Waarenproduzenten, der von den Launen des Marktes abhängt, die die Möglichkeit seiner Proletarisirung schuf. Wir haben weiter gefunden, daß die Landwirthschaft der Feudalzeit sich in eine Sackgasse verrannte, aus der sie durch eigene Kraft sich nicht herausarbeiten konnte. Es war die städtische Industrie, die die revolutionären Kräfte schuf, die gezwungen und im Stande waren, das feudale Regime niederzureißen und damit nicht nur der Industrie, sondern auch der Landwirthschaft neue Bahnen zu eröffnen. Es war die Industrie, die dann die technischen und wissenschaftlichen Bedingungen der neuen rationellen Landwirthschaft erzeugte, sie durch Maschinen und Kunstdünger, durch das Mikroskop und durch das chemische Laboratorium revolutionirte und dadurch die technische Ueberlegenheit des kapitalistischen Großbetriebes über den bürgerlichen Kleinbetrieb herbeiführte."

Kautsky rekapitulirt dann, daß der Parzellen- und zum Theil auch der Kleinbesitzer sich immer mehr dem industriellen Proletarier nähert, weil er auf Lohnarbeit und Hausindustrie angewiesen ist, während der Mittel- und Großwirth als Waarenproduzent sich immer mehr gezwungen sieht, einen industriellen Nebenerwerb zu ergreifen. Auch die überseeische Konkurrenz wälzt die bestehenden Besitz- und Produktionverhältnisse gewaltig um und zwingt die nothleidenden Betriebe zu dem „rationellsten Mittel, der Vereinigung von Industrie und Landwirthschaft."

„So kehrt die moderne Produktionweise . . . am Ende des dialektischen Prozesses wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück: zur Aufhebung der Scheidung von Industrie und Landwirthschaft. Aber war im primitiven bäuerlichen Betriebe die Landwirthschaft das ökonomisch entscheidende und führende Moment, so hat sich jetzt das Verhältniß umgekehrt. Die kapitalistische Großindustrie herrscht: und die Landwirthschaft hat ihren Geboten Folge zu leisten, ihren Bedürfnissen sich anzupassen. Die Richtung der industriellen Entwickelung wird maßgebend für die landwirthschaftliche. Ist die erstere dem Sozialismus zugewandt, so muß auch die letztere sich ihm zuwenden. . . Die reine Landwirthschaft hört in der kapitalistischen Gesellschaft auf, ein Element des Wohlstandes zu sein. Damit hört aber auch die Möglichkeit für die Bauernschaft auf, wieder auf einen grünen Zweig zu kommen. Wie die landwirthschaftliche Bevölkerung der Feudalzeit, gerathen auch diese Elemente in eine Sackgasse, aus der sie sich durch eigene Kraft nicht befreien können. . . Wie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wird es auch diesmal die revolutionäre Bevölkerung der Städte sein müssen, die ihnen die Erlösung bringt und ihnen die Bahn öffnet zur weiteren Entwickelung. . ."

So wie diese abschließenden und zusammenfassenden Sätze, ist das ganze Buch ein unhistorisches und unorganisches Gewebe von wahren, halbwahren und falschen Behauptungen und Vorstellungen. Unhistorisch, weil die vermeintlich in der „kapitalistischen Wirthschaft" entdeckten Entwickelungtendenzen so alt sind wie die Wirthschaft und namentlich die Tauschwirthschaft überhaupt; weil die vermeintlichen historischen Kategorien in Wahrheit immanente ökonomische Kategorien sind, die nur veränderte Form und, entsprechend der höheren Integration und Differenzirung des sozialen Lebens, höhere Intensität angenommen haben. Es ist natürlich richtig, daß sich „das Kapital in diesem Jahrhundert der Landwirthschaft bemächtigt hat":

aber es ist falsch, die Behauptung so zu wenden, als sei Aehnliches nicht auch schon vorher, in der vorkapitalistischen Aera, erfolgt. Als der Eisenpflug den Holzpflug verdrängt hatte, da war ebenfalls, um mit Kautsky zu reden, ein Theil der „bäuerlichen Hausindustrie ruinirt" und der bisher sich selbst versorgende Landmann wurde vom städtischen Schmied oder wenigstens vom Eisenhändler „abhängig", wie dieser vom Bergmann. Und als Benediktiner und Cisterzienser die germanischen und slavischen Waldwüsten kolonisirten und landwirthschaftliche Musteranstalten schufen, da waren es auch Geldkapital und Wissenschaft der Städte, die die Landwirthschaft umwälzten und neue Produktionformen erzeugten. Aber der Marxismus schneidet alle Fäden, die unsere hochentwickelte Wirthschaft mit ihren Vorstufen verbinden, ab und muthet uns zu, Alles, was sich seit dem Jahre 1500 an neuen Formen entwickelt oder auch nur eigenthümlich entwickelt hat, als spezifische Charakterzüge der kapitalistischen Wirthschaft anzusehen: die Eisenbahn und die Naturwissenschaft, den künstlichen Dünger und die Besiedelung Nordamerikas.

Unorganisch ist es im höchsten Grade, wenn eine verrannte Einseitigkeit immer nur die Impulse betrachtet, die von der Industrie der Landwirthschaft gegeben werden, nicht auch die, die von der Landwirthschaft aus die Industrie bewegen. Kautsky bekennt sich doch zu einer organischen Auffassung der Gesellschaft: jede organische Beziehung beruht aber auf Gegenseitigkeit.

Unorganisch und unhistorisch zu gleicher Zeit aber ist die Vernachlässigung der mächtigen Beziehungen zwischen Staatsform und Wirthschaftform. Die Unterwerfung einer Menschengruppe durch die andere, das Herrenrecht der Ungleichheit, hat alle Kulturstaaten der uns bekannten Geschichte begründet. Kautsky selbst nennt den Staat eine Herrschaftinstitution: aber die Wirthschaft beruht auf dem Recht der Gleichheit. Da diese beiden in der Wurzel verschiedenen Kräfte mit einander im Kampfe stehen, so lange ein Staatsleben existirt, hat sich immer als jeweilige Resultante der Kräfte die geltende Staats- und Wirthschaftordnung ergeben.

Gewiß soll und muß der Wirthschaftforscher von den Einwirkungen der Herrschaftinstitution abstrahiren: „Er muß die kapitalistische Produktionweise in ihrer Eigenart, in ihren klassischen Formen, gänzlich losgelöst von den sie umgebenden Resten und Keimen anderer Produktionformen, erforschen." Aber eine solche Abstraktion, eine solche methodisch-nothwendige Isolirung der Wirthschaft aus ihrem politischen Milieu erreicht man nicht dadurch, daß man einfach dekretirt: Im Jahre 1500 beginnt die kapitalistische Wirthschaft! Mit ein paar ungeheuren Sammelbegriffen, wie „Feudalzeit" und „kapitalistische Aera", die nichts bedeuten, weil sie zu viel bedeuten sollen, ist eine so große Aufgabe nicht zu lösen, sondern nur durch eine sorgfältige und möglichst bis zum Augenblick der Staatenbildung zurückgehende Auseinanderlegung aller der verschlungenen politischen und ökonomischen Fäden, die Kette und Einschlag zu unserer Gegenwart gegeben haben.

Ich fasse mein Urtheil in einen Satz zusammen: Mit einem nicht gewöhnlichen Wissen, Fleiß und Scharfsinn ist hier der Versuch gemacht worden, die Landwirthschaft in Geschichte, Entwickelung, Technik und Statistik in die Schablone der marxistischen Doktrin zu pressen, und dieser Versuch ist mißlungen, ja, er ist gegen den Marxismus ausgeschlagen. Kautsky hat der wissenschaftlichen Nationalökonomie einen Dienst erwiesen, als er jene Doktrin auf die Mensur stellte. Das ist ihr verhängnißvoll geworden; aber es war muthig und ehrlich von ihm.

Dr. Franz Oppenheimer.

777.

„Der G'schriftenbauer muß heut' schwören vorm Amt in Calwe!!"

Die Nachricht machte das ganze Schwarzwalddörflein rebellisch. Denn fürs Erste wars noch im vorigen Jahrhundert. Betrügen und Betrogenwerden war noch nicht Zeitgeist, — und zudem baut man noch heutzutage dort auf Wort und Handschlag wie auf Felsen.

Der G'schriftenbauer war ein Oesterreichischer gewesen und hatte sich vor ein paar Jahren im Dorf angekauft. Ein kleines Männchen, mit schwarzgrauen, schieligen Augen und grauem, struppigem Bart. Er war aber biderb gegen Jedermann, den er gerade brauchte, aber erbärmlich, ja niederträchtig gemein gegen Den, den er verbraucht hatte. Zahlreiche Rechtshändel liefen ihm von einem Ort zum anderen nach, denn lange hielts ihn nirgends.

Sein Weib, die Drosselagnes, war eines Bauern Tochter vom Unterland und gab sich sehr hoffährtig, obwohl sie im Grunde ausgepicht dumm war. Sie wollte Bescheid wissen in allen Gekräutern, Schmierkuren, konnte sich aber ihr eigen Fett weder vom Leib noch vom Herzen herunterkuriren. Sie war unförmlich und zornig, was man selten zusammen antrifft, und wenn sie mit den Nasenflügeln wedelte, so war ein Gewitter im Anzug. Ihren Mann hatte sie wohl dressirt. Er fraß ihr aus der Hand.

„Beide taugen nicht viel", flüsterten die Weiber im Backhaus. „Sie haben zu viel mit G'schriften zu thun!"

* * *

An Martini des verflossenen Jahres hatte ein junger Eingesessener des Dorfes, der Michelesbauer am Bach, geheirathet und um zwanzig Morgen Wald und etlich Viertel fetten Boden gehandelt und der G'schriftenbauer war auch mit dabei gewesen, weil er auch Etwas ablassen mußte. Man wurde handelseins und der G'schriftenbauer erhielt noch 777 Gulden (1350 Mark) Aufgeld vom Michelesbauern.

An Lichtmeß verkaufte der Michelsbauer sechs Paar Ochsen aus der Wintermast an den „Amerikaner", einen „Schmußer" und Hammelhändler, der auch viel mit dem G'schriftenbauern „fuggerte". Der verrechnete mit dem G'schriftenbauern die 777 Gulden rheinisch, was vom „Amerikaner" in einer „Schriften" mitgetheilt wurde, die beim Michelesbauern geschrieben und vom Großknecht dem G'schriftenbauern überbracht wurde. Damit war der Handel fertig.

Bald darauf rührte aber den „Amerikaner" der Schlag.

Der G'schriftenbauer aber hatte üble Angewöhnung, daß er nur „G'schriften", die für ihn selbst „gut und nützlich zu lesen" waren, fein säuberlich aufhob, diejenigen aber schleunig verlor, verräumte oder verbrannte, in denen etwas für seinen Nebenmenschen Ersprießliches, für ihn selbst aber weniger Vortheilhaftes zu finden gewesen wäre.

So kam es, daß er sich nur an die 777 Gulden erinnerte, die der Michelesbauer ihm schuldig geworden war, den Verrechnungbrief aber, den der Großknecht ihm gebracht hatte, verloren, verräumt oder verbrannt hatte.

Deshalb war er natürlich vollkommen im Recht, wenn er die 777 Gulden vom Michelesbauern wiederum haben wollte.

Die Drosselagnes vom Unterland giftete ihn noch auf; und so verklagte der G'schriftenbauer den Michel, weil er nicht gutwillig zweimal zahlen wollte.

* * *

So war es gekommen, daß der G'schriftenbauer schwören mußte. Es war unerhört; das ganze Dorf wurde rebellisch, weil es für Jedermann feststand, daß der G'schriftenbauer das Geld schon erhalten habe.

Der Gerichtssaal war gedrängt voll. Ernst erklangen die Mahnworte des Geistlichen und des Richters an das Ohr der Versammelten. Dumpfes Murmeln wandelte durch den Saal. Der G'schriftenbauer blieb eisig. Das Genick leicht eingezogen, mit bösem Blick die Schaar der Dörfler messend, erhob er die Rechte zum Schwur.

Wenn er ihn leistete, wurde dem Michelesbauern, der kaum zu „hausen" angefangen hatte, der Hof über dem Kopf verkauft und er selbst auf die Straße gejagt wie ein Hund.

Totenstille herrscht im Saal. Da stürzt Annemeile*), Michels junges Weib, eine derbe, stämmige Blondine, vor die Schranken. Ihre Augen sind starr und weit aufgerissen, die linke Hand krallt ins wirre Haar und die geballte Rechte dräut wider den G'schriftenbauern. Sie kreischt laut auf:

„Wenn Dus vor unserm Herrgott Dir in den Rachen lügst, so soll Dir die Zunge still stehn, Du ....."

Lange stand sie noch da: Starr lohten ihre Blicke wider den Gegner. Eisiger Schauer lag auf der Versammlung. Selbst der Richter wagte kein Wort. Endlich sank sie ohnmächtig zurück in Michels Arme, der trutzig dabei stand.

Die Drosselagnes „bebberte" vor Wuth mit den Nasenflügeln und warf stolz wie eine Bäuerin von sechzig Ochsen den Blick nach dem „armen Geschmeiß" hinüber.

Der G'schriftenbauer hatte die Hand sinken lassen. Auf einen Blick seines Weibes erhob er sie wieder. Nochmals verwies der Richter auf die Heiligkeit des Eides und die zeitlichen und ewigen Strafen, die der Meineid nach sich zöge. Das borstige Nackenhaar des Sechzigers sträubte sich und zitterte nervös. Aber er blieb fest und .. schwur ..... „so wahr mir Gott helfe!!"

Die Drosselagnes blickte stolz wie eine Königin um sich. Was kümmerten sie diese Leute?! Du mein Gott, man kann ja wegziehen aus dem Nest.

Doch was war Das?!

„Ah — a — a — a — a — aah!" Schrill und herzzerschneidend schwirrte es durch den Saal. Sie schaut auf. Der G'schriftenbauer glotzt ins Leere wie ein gestochener Bock.

Hastig springt sie auf....

Er aber stürzt, den gräßlichen Laut monoton wiederholend, aus dem Saal... fort!

Am Fuß des Burgthurmes von Liebenzell fand man ihn mit zerschmettertem Schädel. Die Drosselagnes band dem Toten die rechte Hand in den Sarg und steckte ihm eine dreifach geweihte Kerze mit drei eingeschnittenen Kreuzen zwischen die Finger, damit sie nicht aus dem Grab herauswüchsen. Dann verließ sie das Dorf.

Annemeile aber, als sie aus ihrer Ohnmacht erwacht war und das Vorgefallene erfahren hatte, sagte mit Inbrunst: „777! Drei heilige Zahlen!" Und noch heute steht an dem Haus: „777" und der Urenkel, der das Haus jetzt bewohnt, zeigt die Zahlen gern.

Fritz Maser.

---

*) Annemeile = Anna Maria.

Die Beschäftigung der Nervenkranken.

Früher meinte man, der Arzt habe für das Wohl des Leibes zu sorgen. Die Seele überwies man den Theologen und den Philosophen. Das war z. B. die Auffassung Kants. In ihrer ganzen Schroffheit konnte sie sich nicht erhalten, aber verschleiert hat sie geherrscht und herrscht zum Theil noch heute. Freilich nöthigt die Macht der Verhältnisse, die sogenannten Geisteskranken den Aerzten zu überlassen. Indessen überall da, wo „die Vernunft" erhalten war, trat die Theilung wieder ein und bei Allen, die nicht ausgesprochen geisteskrank waren, hatte der Arzt sich nur um die Behandlung des Körpers zu kümmern. Für Jeden, der die Absurdität des alten Dualismus einsieht, der weiß, daß der Körper nur die von außen gesehene Seele und die Seele nur der von innen gesehene Körper ist, muß von vorn herein die Beschränkung des Arztes auf den Körper als ein Unsinn gelten. Diese höhere Anschauung war und ist aber das Theil Weniger. Für die Meisten mußte die bessere Einsicht erst a posteriori gewonnen werden; die Erfahrung mußte zeigen, daß man den Menschen nicht in zwei Stücke zerreißen kann und daß Geistiges und Körperliches einander immer bedingen. Aber die Erfahrung ist stets das Aschenbrödel gewesen. Dem alten Dualismus wurde nicht sie entgegengestellt, sondern ein anderes Gespenst, der Materialismus. Dieser beherrschte, auch wo er nicht ausdrücklich bekannt wurde, die Aerzte und bewirkte, daß gerade sie sich dem Fortschritt in den Weg stellten, indem er sie nur das Körperliche des Menschen erblicken ließ. Für die „naturwissenschaftlich Denkenden" wurde der Mensch zu einer Summe von Atomen, deren Mechanik zu erkennen war. Je glänzender die Eroberungen der Naturwissenschaft und der naturwissenschaftlichen Medizin waren, um so mehr neigte man sich zur absoluten Physik. Diese Einseitigkeit, die Begeisterung für das Mechanische, hat, wie es scheint, vor einigen Jahrzehnten ihren Höhepunkt überschritten. Seitdem ist ein neuer Geist erwacht, aber er breitet sich nur langsam aus und noch regirt der Geist des Mechanismus weite Kreise. Die Erkenntniß, daß es nicht genüge, den Menschen wie ein chemisches Präparat mit Reagentien zu behandeln, ihn zu elektrisiren wie einen Froschschenkel, ihn in die Luft zu setzen oder mit Wasser zu begießen, daß vielmehr recht vielen scheinbar körperlichen Störungen nur mit geistigen Einwirkungen beizukommen sei, weil sie durch solche entstanden sind: diese Einsicht wurde zuerst durch die Erscheinungen, die man früher als thierischen Magnetismus bezeichnete, angeregt. Jetzt kennt man sie als die Vorgänge der Suggestion. Bemerkenswerth ist, daß die Reform nicht etwa von der sogenannten Naturheilkunde ausging, die vielmehr tief im Materialismus steckt und nichts ist als eine geistlose Verherrlichung der physikalischen Heilmethoden und gewisser Diätvorschriften. Auf

das Einzelne kann ich an dieser Stelle nicht eingehen; auch ist es schwer, über diese Dinge in Kürze zu reden, weil wir uns noch mitten in der Entwickelung befinden. Das aber darf man wohl sagen, daß heute Niemand mehr den Namen eines wissenschaftlichen Arztes für sich beanspruchen kann, der nur die Krankheit, nicht den kranken Menschen als seinen Gegenstand erfaßt. Der Arzt soll wissen, daß das sogenannte körperliche Leben nicht nur die geistigen Vorgänge auf das Ernstlichste beeinflußt, sondern eben so von ihnen beeinflußt wird; eine ärztliche Behandlung, die keine Rücksicht auf die „Seele" nimmt, ist Pfuscherarbeit. Nur nebenbei sei daran erinnert, daß hier natürlich unter „Seele" nicht das Ens der alten rationalen Psychologie verstanden wird, sondern die der inneren Erfahrung zugänglichen Vorgänge, die Gehirnveränderungen, die uns nur als Gefühle und Gedanken faßbar sind. Es ist ja richtig, daß die Seele nicht für alle Gebiete der Medizin die gleiche Bedeutung hat, daß z. B. der Chirurg weniger mit ihr zu thun hat als der Neurolog; trotzdem aber gilt das Gesagte für alle Aerzte. Denn auch der Chirurg hat einen fühlenden und denkenden Menschen vor sich; er ist erst dann Arzt, nicht nur Operateur, wenn er darauf stets die gebührende Rücksicht nimmt. Die Gynäkologen haben früher Allerlei gethan, was sie besser unterlassen hätten, und sie hätten es unterlassen, wenn sie außer mit der Anatomie und Physiologie des Weibes auch mit seiner Psychologie vertraut gewesen wären. Der Hausarzt gar bedarf der Psychologie täglich und stündlich. Von hundert angeblichen Magenkatarrhen (um ein anschauliches Beispiel zu wählen) sind neunzig überhaupt keine Katarrhe, sondern die Reaktion auf Gemüthsbewegungen. Mit Recht hat ein hervorragender Kollege gesagt, wohl die Hälfte aller krankhaften Zustände sei psychogener Natur. Natürlich ist dabei nicht an die „großen" Krankheiten gedacht, sondern an die Zustände, mit denen der Hausarzt fortwährend zu thun hat. Man sollte nun meinen, daß die Irrenärzte recht eigentlich Seelenärzte wären. Sie sind es insofern, als sie mit Seelenkranken zu thun haben, hingegen nicht insofern, als die Geisteskrankheiten in der Regel nicht psychogen sind und bei ihrer Behandlung die seelische Behandlung im eigentlichen Sinne des Wortes zurücktritt. Es ist ein populärer Aberglaube, daß die Leidenschaften und die seelischen Strapazen überhaupt die Leute verrückt machen. Die Leidenschaften sind vielmehr gewöhnlich ein Zeichen, daß der Geist schon erkrankt ist, und durch Gemüthsbewegungen, Ueberanstrengungen u. s. w. werden eben nur Die verrückt, die die Bedingungen der Geisteskrankheit bereits in sich tragen. In der Irrenbehandlung ist das Negative, Abhaltung aller Schädlichkeiten (des Verkehrs mit Freunden und Verwandten, des Berufes, lasterhafter Gewohnheiten u. s. w.), Pflege und Schonung, die Hauptsache. Erst später, wenn die eigentliche Krankheit nicht mehr besteht, ist ein positives Eingreifen möglich,

— vorausgesetzt, daß es überhaupt möglich ist. Das eigentliche Objekt der positiven seelischen Behandlung sind die sogenannten Nervenkranken. Wenn wir im gewöhnlichen Leben von Nervenkrankheiten schlechtweg sprechen, so meinen wir nicht Erkrankungen der Nervenstränge, sondern krankhafte Zustände des Gemüthes und von Gemüthszuständen abhängige körperliche Störungen. Wir denken an das weite Gebiet der Nervosität, der Nervenschwäche, der Hysterie und ähnlicher Leiden. Man kann sagen, diese Leiden seien auch Geisteskrankheiten: nur leichte und solche, in denen die „Vernunft" nicht wesentlich gelitten hat. Das ist ganz richtig: es giebt keine scharfe Grenze zwischen den Nervenkrankheiten und den Geisteskrankheiten; aber trotzdem hat die Trennung ihren guten Sinn. Unrichtig ist, daß die Zustände der Nervosität u. s. w. in Geisteskrankheit „übergehen" könnten; sie sind zwar, wie diese, in der Hauptsache Veränderungen des Bewußtseinzustandes, aber sie sind von den schwereren Formen vollkommen verschieden. Wer weder durch seine Geburt noch durch gewisse Vergiftungen zur Geisteskrankheit disponirt ist, Der kann so nervenkrank sein, wie er will: er wird nicht geisteskrank werden. Jedoch nicht nur Ursachen und Verlauf machen die Nervenkrankheiten selbständig, sondern vor Allem die Thatsache, daß die meisten ihrer Symptome psychogen sind, d. h. Störungen, die theils den Wirkungen der Gemüthsbewegungen überhaupt analog sind (wie Zittern nach Schreck), theils Hemmungen der Funktion durch unbewußte Gedanken (wie die Unfähigkeit, zu gehen in Folge der Vorstellung, nicht gehen zu können). Weil es sich so verhält, ist bei den Nervenkranken der Seelenarzt am Meisten nöthig. Ihnen ist nur durch Einwirkung auf das Geistige zu helfen. Freilich sind da sehr verschiedene Wege möglich. Hilfe kommt entweder durch den Glauben oder durch die Werke. Der Glaube oder die Suggestion ist von je her das Hauptheilmittel gewesen. Die aber, die die Suggestion vermittelten, waren sich entweder ihres Zieles bewußt oder handelten Dessen unbewußt. Alle Wunderthäter, alle Kurpfuscher und die meisten Aerzte haben zu jeder Zeit durch den Glauben kurirt, ohne es zu wissen, d. h. sie riethen Kranken irgend Etwas an, das sie selbst für heilkräftig hielten, und wenn es half, so schrieben sie Das ihren Mitteln zu, während in Wirklichkeit die Suggestion geholfen hatte. Bei dieser Methode ist der Kurpfuscher gegenüber dem Arzt entschieden im Vortheil, denn der Arzt muß als Rationalist auftreten, während der Kurpfuscher den Zauberstab schwingt, ohne sich zu schämen. Die bewußte Suggestionirung kann auf zweierlei Art verfahren. Entweder sie bedient sich des — bereits vorhandenen oder zu erweckenden — Glaubens des Kranken an ein Mittel oder eine Heilmethode (larvirte Suggestion) oder sie verläßt sich auf das Wort allein. In diesem Falle giebt der Arzt die bestimmte Erklärung ab, das Leiden sei vorübergehender Natur

und werde bald verschwinden. Ist das Geschick oder die Autorität des Arztes hinreichend, ist die Empfänglichkeit des Kranken, seine Neigung, zu glauben, zu vertrauen, groß, so wird schon diese direkte Wachsuggestion (wie man es nennen kann) oft zum Ziele führen. Weil Das aber nicht immer gelingt, hat man die Empfänglichkeit des Kranken zu steigern versucht und ihn in einen Zustand versetzt, in dem er der Versicherung zugänglicher ist, ihn in eine Art von Schlaf gebracht, in dem seine Kritik und seine Bedenklichkeiten schweigen: ihn hypnotisirt. Die larvirte Suggestion ist zwar, wie die Dinge jetzt liegen, unentbehrlich, aber sie verliert an Kraft in dem Grade, wie die Urtheilskraft des Publikums wächst, und sie ist für den ehrlichen Arzt immerhin ein peinliches Opfer, weil auch ein frommer Betrüger doch ein Betrüger bleibt. Daß die direkte Wachsuggestion in vielen Fällen nicht ausreicht, ist ohne Weiteres klar. Aber auch die hypnotische Suggestion ist nicht bei allen Menschen anwendbar, sie ist weder jedes Patienten noch jedes Arztes Sache und ihr Erfolg ist von bestimmten Voraussetzungen auf beiden Seiten abhängig. Nach Alledem genügt die Suggestion allein nicht. Zum Glauben müssen Werke hinzutreten. Wie der Mensch, der etwas Böses gethan hat, seine Gewissensangst durch gute Thaten, so weit es möglich ist, überwindet, eben so muß der krankhafte Mensch durch die rechte Thätigkeit auf den rechten Weg geführt werden, so weit Das eben möglich ist. Seinem Leben muß ein brauchbarer Inhalt gegeben werden, er muß befriedigt werden. Befriedigung, Frieden, Ruhe aber erlangt der Mensch nur durch eigenes Thun, er kann sie nicht aus der Luft greifen und kein Anderer kann sie ihm schenken. Der Andere kann nur rathen und darauf hinweisen, wie die Sache anzugreifen sei. Allerdings ist Das aber gerade sehr nöthig, denn an Thätigkeit fehlt es ja nicht, nur an der rechten Thätigkeit. Die Kranken sind wie Leute, die sich vorwärts bewegen möchten, aber, statt zu gehen, mit Händen und Füßen strampeln. In nutzloser oder schädlicher Weise wird die Kraft verthan, in überhasteter Arbeit, in zwecklosen Gemüthswallungen, in allerhand Albernheiten, die als Vergnügungen bezeichnet werden. Da ist die Aufgabe des Arztes, zu sagen: So und so mußt Du leben, wenn Du gesünder werden willst. Diese Anleitung ist für den Nervenkranken das Wichtigste. Bei leicht Kranken genügen Rathschläge, den schwerer Kranken aber muß der Arzt selbst an der Hand nehmen und ihn selbst auf den rechten Weg führen; und dazu muß der Kranke aus seinen bisherigen Umgebungen herausgenommen und in ein neues Leben, das der Arzt regelt, hineingestellt werden. Mit anderen Worten: der Kranke braucht eine Heilanstalt. In den meisten der bestehenden Nervenheilanstalten werden die Patienten gebadet, massirt, elektrisirt; im Uebrigen faullenzen sie und führen das selbe nichtsnutzige Leben, das „die Welt" führt. Ich will die Leiter dieser An-

stalten nicht anklagen, ich schätze viele von ihnen persönlich hoch und weiß, daß sie den besten Willen haben. Aber sie können gegen den herrschenden Geist nicht aufkommen und sind auf Geldverdienst angewiesen. Wir brauchen einen neuen Geist und Anstalten, in denen dieser Geist herrscht, in denen den Patienten gezeigt wird, wie sie leben müssen. In den Nervenheilstätten sollen die Kranken nicht nur ein einfaches, vernünftiges Leben führen — ein Leben ohne Mammonismus, ohne Trinkunsitten und die Verkehrtheiten der gewöhnlichen Geselligkeit —: sie sollen auch arbeiten lernen. Die Heilstätten müssen daher Beschäftigunganstalten sein. Das aber ist eine schwere Sache und es wird Mühe kosten, ehe das Ziel erreicht worden ist. Nun: ein erster praktischer Versuch dazu ist bereits gemacht, nicht von einem Arzt, sondern von einem schweizer Ingenieur, Herrn Grohmann in Zürich. Er hat uns neuerdings über seine Erfahrungen berichtet*) und seine Schrift sei Jedermann recht warm empfohlen. Er hat seit einigen Jahren Nervenkranke bei sich beschäftigt. Er hat sie Gärtnerei, Tischlerei und einige andere Arbeiten treiben lassen, hat ihnen seine Zeit gewidmet, ist ihnen Vorarbeiter, Lehrer und Freund gewesen. Was er mit ihnen und an ihnen erlebt hat, Das schildert er anschaulich. Er verhehlt sich die Schwierigkeiten der Sache nicht, ja, seine Ausführungen tragen manchmal eine etwas elegische Färbung. Das ist begreiflich, denn aller Anfang ist schwer und Grohmann hat es besonders schwer gehabt. Er war auf geringe Mittel angewiesen, hatte keinen kaufmännischen Geist und große Abneigung vor aller Reklame. Die Unterstützung, die er fand, reichte nur eben hin, die Sache über Wasser zu halten. Unter seinen Patienten waren auffallend viele Schwerkranke, was sich wohl aus Grohmanns Beziehungen zu den züricher Irrenärzten erklärt. Wenn aber einmal die erste schwere Zeit überwunden ist, wenn unsere Sache die gebührende Aufmerksamkeit findet, dann wird man mit besserem Muth reden können. Die Hauptschwierigkeit wird freilich immer bleiben, Männer, wie Grohmann, zu finden, die technische Fähigkeiten, Verständniß und uneigennützige Liebe zur Sache vereinen, aber auch sie wird überwunden werden, denn schließlich haben sich die rechten Männer noch immer gefunden. Jetzt heißt es: schreien, damit unseke Stimme die der Geschäftemacher übertöne und zu den rechten Ohren dringe. Es giebt ja viele Reiche, die gern helfen möchten. Sie müssen nur gefunden werden.

Grohmann macht einige Vorschläge für die Zukunft. Er meint erstens, man könne die staatlichen Irrenanstalten durch Anfügung geeigneter Abtheilungen zu Nervenheilanstalten erweitern. Das hat auch die sächsische Regirung bereits in Erwägung gezogen, den Plan vorläufig aber wieder fallen lassen. Durch die staatlichen

*) „Technisches und Psychologisches in der Beschäftigung von Nervenkranken" von A. Grohmann. Stuttgart, F. Enke. 1899. gr. 8°. XI und 78 S.

Nervenabtheilungen würde einem Theil des vorhandenen Bedürfnisses entsprochen werden können, — aber doch nur einem Theil. Für viele Nervenkranke würde diese Art der Unterbringung nichts taugen. Dann wünscht Grohmann Anstalten, die durch Genossenschaften auf dem Lande in geeigneter Gegend errichtet würden. Sie sollen nach seinem Vorschlag eine Art weltlicher Klöster werden, Gemeinwesen, in dem die Genossen unter dem sachverständigen Arzt als Oberhaupt sich strenger Ordnung unterwerfen und ein einfaches, arbeitsames Leben führen. Das ist ungefähr das Selbe, was auch ich schon verlangt habe. Der Klostergedanke ist tief in der menschlichen Natur begründet und die Reformation hätte besser daran gethan, die Klöster zu verbessern, als sie aufzuheben. Auch wir brauchen Stätten, in die sich der Mensch aus dem weltlichen Treiben zurückziehen kann. Dem Bedürfniß des Mittelalters entsprachen die Einrichtungen der Kirche, heute müßte natürlich das Allgemein-Menschliche die Grundlage bilden und an die Stelle der dauernden Gelübde die Möglichkeit freien Eintrittes und Austrittes treten. Auch die buddhistischen Klöster gewährten die Möglichkeit des Rücktrittes. Viele, die in der Friedensstätte ein angenehmeres und nützlicheres Leben als ihr früheres kennen gelernt hätten, würden gern für immer bleiben, Andere aber, die rüstiger und enger mit dem äußeren Leben verknüpft sind, würden nach kürzerer oder längerer Zeit wieder gehen. Wir reden ja immer von Stätten der Erholung, von Sommerfrischen u. s. w. Aber aus Alledem wird doch nichts Rechtes, weil es auf Gelderwerb angelegt ist.

In einer späteren Schrift will Grohmann zeigen, wie er sich die Verwirklichung seines Planes im Einzelnen denkt. Hoffentlich werden ihm Hörer und Bethätiger des Wortes nicht fehlen.

Leipig. Dr. Paul Julius Möbius.

Spaniens Armee.

Ich hatte im Frühjahr dieses und des vorigen Jahres Gelegenheit, in Spanien einen näheren Einblick in die militärischen Verhältnisse des Landes zu gewinnen. Spanien hat den Verlust seines Kolonialbesitzes der Unzulänglichkeit seiner Flotte und dem Mangel genügenden fortifikatorischen und artilleristischen Schutzes seiner Küsten zuzuschreiben, der es hilflos einem Angriff der amerikanischen Flotte preisgab. Um eine angemessene politische Machtstellung wiederzuerlangen, bedarf es also einer gründlichen Reform seiner Wehrmacht; aber die entscheidenden Verhältnisse in Spanien liegen doch anders als in Preußen nach 1806, in Oesterreich nach 1866 oder

in Frankreich nach 1870, denn die spanischen Finanzen sind gänzlich zerrüttet. Von etwa einer Milliarde Pesetas jährlicher Staatseinnahmen ist ungefähr die Hälfte auf die Zinsen der Staatsschuld zu verwenden, 146 Millionen erfordert das Kriegs-, 25 Millionen das Marinebudget, für alle übrigen Zweige des Staatslebens bleiben daher nur 329 Millionen verfügbar. Was hilft da der Hinweis, daß Deutschland, England, Frankreich, Rußland und selbst die Vereinigten Staaten ihre Heeresrüstungen verstärken und deshalb Ersparnisse im Kriegsbudget, wenn Spanien im Auslande geachtet dastehen solle, unmöglich seien? Mit einer dauernden Erhöhung des Kriegsbudgets um 28 Millionen meinte freilich General Polavieja, die Armee reorganisiren, das veraltete Kriegsmaterial durch neues, namentlich Schnellfeuergeschütze ersetzen und die wichtigen Küstenplätze befestigen zu können. Die Präsenzstärke des Heeres wünscht er auf 180000, nach anderen Angaben auf 190000 Mann und die Landwehr auf 364 Bataillone zu bringen, so daß sich die Stärke des gesammten Heeres auf 250000 bis 300000 Mann beziffern würde. Zu diesem Zweck soll die allgemeine Wehrpflicht in der Form eingeführt werden, daß von den jährlich 90000, ausschließlich 20000 wegen häuslicher Verhältnisse vom Dienst befreiten dienstfähig werdenden jungen Leuten 60000 jährlich auf zwanzig Monate in das stehende Heer und 30000 als Ersatzreservisten eingestellt werden. Jedoch erklärt sich der Kriegsminister mit einer vorläufigen Herabsetzung seiner Forderung um 28000 Mann aus Rücksicht auf die Finanzlage einverstanden.

Nach dem Anuario Militar für 1899 waren die militarischen Streitkräfte Spaniens im Anfang dieses Jahres: I. Stehendes Heer: 56 Linien-Infanterie-Regimenter, 4 Regional-Regimenter, das Disziplinarbataillon in Melilla, 2 Regional-Regimenter der Kanarischen Inseln, 28 Kavallerie-Regimenter nebst je einer Eskadron auf den Balearen und in Melilla und einem Detachement auf den Kanarischen Inseln, 14 fahrende Artillerie-Regimenter, 3 Gebirgsartillerie-Regimenter, 11 Festungartillerie-Bataillone und eine gemischte Batterie in Melilla, 3 Sappeur- (Mineur)-Regimenter, ein Pontonier-Regiment, ein Eisenbahnbataillon, ein Telegraphenbataillon, je eine Sappeur-Compagnie auf den Balearen und in Melilla, eine Luftschiffer-Compagnie und die Truppen der Militärverwaltung, Sanitätverwaltung und Landesvermessung. Endlich gehören zur Armee die Hellebardiere, die Königliche Schul-Eskadron, die Guarda civil (Gendarmen), die Carabiniers, die Lokalmilizen und die Seecompagnien von Ceuta und Melilla. Nach dem selben Anuario haben diese Cadres folgende Effektivstärke: die Infanterie 111409 Mann, die Kavallerie 15903 Mann, die Artillerie 15484, die Genietruppen 7204, die Militärverwaltung 1886, das Militär-Sanitätwesen 1260, die Vermessungbrigade 1260 Mann, die Freiwilligen-Miliz von Ceuta

119, die Seecompagnien 156, die Hellebardiere 225, die Königliche Schul-Eskadron 150, die Guarda civil 18140, die Carabiniers 14156, die Invaliden 441 Mann: im Ganzen 187029 Mann, von denen 153917 Kombattanten sind. Das Heer wird befehligt von 5 Generalkapitänen, 44 Generallieutenants, 72 Divisionären und 128 Brigadegeneralen. Der Generalstab zählt 250, die Infanterie 7513, die Kavallerie 1755, die Artillerie 1156, die Genietruppen zählen 530, die Hellebardiere 40, die Karabiniers 623, die Guarda civil zählt 1075, der Festungsgeneralstab 50 Offiziere, die Militärverwaltung 971 Beamte, das Militär-Sanitätpersonal 638 Aerzte und 144 Apotheker. Dazu kommen 10 Militär-Justizbeamte, 378 Feldgeistliche, 231 Veterinärbeamte, 79 Remontirungbeamte, 373 Militärbureaubeamte, 119 Fortifikationaufseher, bei der Vermessungbrigade 14, bei der Sanitätbrigade 44 Beamte.

II. Reservearmee: 56 Reserve-Infanterieregimenter, 2 Reserve-Infanterieregimenter der Balearen und 6 balearische Reserve-Bataillone, 14 Reserve-Kavallerieregimenter und je 8 Depots der Reserve-Artillerie und Reserve-Ingenieure. Das Personal an Generalen besteht aus 9 Generallieutenants, 46 Divisionären, 142 Brigadegeneralen, an Offizieren und Beamten bei der Infanterie 5538, der Kavallerie 913, der Artillerie 263, der Genietruppen 125, der Guarda civil 328, der Karabiniers 143, der Militär-Verwaltung 54, des Sanitätwesens 9, der Sanitätbrigade 7, des Justizcorps 6, der Territorialtruppen der Kanarischen Inseln 83.

Sonach ergiebt sich eine Totalziffer von 500 Generalen, 25056 Offizieren und Beamten. Kombattanten bei den Fahnen sind 187029, die erste Reserve zählt 55000, die zweite Reserve 122000 Mann. Doch steht diese zweite Reserve z. Z. nur auf dem Papier. Für die geplante Reform des Heeresweisens ist der Umstand wichtig, daß die Heeresverwaltung eine sehr beträchtliche Anzahl der Offiziere, die in den Kolonien dienten und die nur zum Theil anderweitig versorgt oder verabschiedet werden können, im Heer wieder unterzubringen hat. Von der allgemeinen Wehrpflicht erwarten viele Spanier eine allgemeine Erstarkung der Nation und besonders auch eine Verbesserung der Lage der ärmeren Klasse der Bevölkerung, die bisher bei dem System des Loskaufes die Hauptlast des Heeresdienstes trug. Die Loskaufsumme von 1500 Pesetas auf den Kopf liefert dem spanischen Staatsschatz aber eine sehr beträchtliche Einnahme und deshalb soll eine Wehrsteuer für die Bemittelten eingeführt werden.

Im Prinzip besteht die allgemeine Wehrpflicht in Spanien schon seit dem Wehrgesetz von 1882 und das Recht des Loskaufes gilt nur im Frieden, nicht für Kriegszeiten. Wer es aber irgend bestreiten kann, kauft sich vom Dienst los. Auf Cuba und den Philippinen diente nur der ärmste Theil der jungen Heerespflichtigen. Das Offiziersgehalt beginnt in Spanien mit

100 Pesetas monatlich. Das genügt natürlich nicht, um in der Gesellschaft Figur zu machen; trotzdem ist das Aussehen der Offiziere auf der Straße — wenigstens in Madrid — in der Regel tadellos und ihre Haltung ist militärischer als die der französischen Offiziere, an die sie im Uebrigen durch die Aehnlichkeit der Uniform erinnern. Das Mannschaftenmaterial der spanischen Armee ist gut, zum Theil sogar vortrefflich, nach unseren Begriffen aber zu jung, um größere Strapazen auszuhalten. An die äußere Haltung der Mannschaften kann man in Anbetracht des südlichen Klimas keine besonderen Anforderungen stellen. Sie ist auch in Madrid — selbst beim Aufziehen der Wachen im Königlichen Schloß, das ich einige Male mitansah — schlaff und verdrossen; in den Provinzen natürlich noch schlechter. Die Wachtposten stehen mit Gewehr bei Fuß und dem Wachtdienst fehlt die Akkuratesse. Ueberhaupt wird der Dienst nachlässig und ohne Interesse betrieben. Ich sah z. B. in Tarragona ein Scheibenschießen, bei dem man es nicht einmal der Mühe für werth gehalten hatte, einen Kugelfang einzurichten, und die Geschosse einfach ihren Weg ins Meer nehmen ließ.

Die spanische Inlandsarmee ist in 8 Armeecorps mit 15 Infanterie-Divisionen, 2 Kavallerie-Divisionen und 4 Kavallerie-Brigaden eingetheilt. Das I. Armeecorps (Madrid) besteht aus 3 Infanterie-Divisionen zu je 2 Brigaden, 1 Artillerie- und 1 Kavallerie-Division; das II. Armeecorps (Sevilla) aus 2 Infanterie-Divisionen mit 4 Brigaden und 1 Kavallerie-Brigade; das III. Armeecorps (Valencia) aus 2 Infanterie-Divisionen mit 2 Brigaden; das IV. Armeecorps (Barcelona) aus 2 Infanterie-Divisionen mit 4 Brigaden und 1 Kavallerie-Brigade; das V. Armeecorps (Saragossa) aus 1 Infanterie-Division zu 2 Brigaden (1 Reservedivision wird im Bedarfsfall aus Reservetruppen gebildet) und 1 Kavallerie-Brigade; das VI. Armeecorps (Burgos) aus 3 Infanterie-Divisionen mit 6 Brigaden; das VII. Armeecorps (Valladolid) aus 1 Infanterie-Division mit 2 Brigaden und 1 Kavallerie-Brigade; das VIII. Armeecorps (Coruña) aus 1 Infanterie-Division. Die Etatsstärke der Infanterie-Bataillone beträgt im Frieden 22 Offiziere, 326 Mann, im Kriege 27 Offiziere, 1000 Mann; die der Jägerbataillone 27 Offiziere, 716 Mann oder 23 Offiziere, 1000 Mann; die der Batterien 4 Offiziere, 71 bis 98 Mann und die der Festungartillerie-Compagnien 4 Offiziere, 88 Mann. Diese Friedensetats sind, namentlich die der Infanterie, viel zu schwach.

Die etatsmäßigen Gesammtstärken der spanischen Armee betragen nach dem Gesetz vom neunten Juli 1898 im Frieden: An Infanterie 63 991 Mann, an Kavallerie 14 386 Mann, an Artillerie 12 063 Mann, an Genie 5539 Mann, an Verwaltungtruppen 1500 Mann, an Krankenträgern 901 Mann, an Königlicher Eskorte 1291 Mann, an Gendarmerie 14 697 Mann, an Zollwacht 14 186 Mann, im Ganzen also 128 599 Mann. In Kriegsstärke

erhöhen sich diese Ziffern bei der Infanterie auf 132000 Mann, Kavallerie 17156 Mann, Artillerie 12166 Mann, Genie 11027 Mann, Verwaltung 11140 Mann, Sanitätwesen 483 Mann: in Summa 183972 Mann (außer den Offizieren, deren Ziffer unbekannt ist) mit 590 Geschützen. Die Effektiv-Friedensstärke betrug jedoch bisher aus Sparsamkeitrücksichten nicht mehr als durchschnittlich 100000 Mann. Das wehrpflichtige Alter erreichen jährlich in Spanien 180000 junge Leute, von denen aber 70000 nicht dienstfähig sind und 20000 — eine sehr hohe Ziffer — mit Rücksicht auf häusliche Verhältnisse vom Dienst befreit werden. Demnach bleibt ein Heeresersatz von 90000 Mann verfügbar und damit könnte Spanien bei dreijähriger Dienstzeit sehr wohl eine Armee von 300000 Mann und darüber aufstellen. Aber die Finanzlage schließt eine solche Heeresstärke gebieterisch aus und läßt selbst bei nur zweijähriger Dienstzeit die Einstellung des gesammten Jahreskontingentes nicht zu. Man will daher einen Mittelweg einschlagen und plant eine zwanzigmonatige Dienstzeit, jährliche Einstellung von 60000 Mann und Ausbildung der übrigen 30000 Mann als Ersatz-Reserve. Das würde bei einer Gesammtdauer der Dienstzeit von zwölf Jahren (drei Jahre in der aktiven Armee, drei Jahre in der ersten Reserve und sechs Jahre in der zweiten Reserve) 600 bis 700000 Mann ausgebildete Mannschaften und 300000 Mann einigermaßen geschulte Ersatzreserven ergeben.

Breslau. Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.

Ludwig von Hofmann.

In keiner Kunst läßt man die gestaltende Individualität so wenig gelten wie in der Malerei. Der Dichter ist Dramatiker, Epiker oder Lyriker, auch in der Musik ist eine Klassifizirung im Sinn dieser Dreitheilung ganz eingebürgert, nur in der bildenden Kunst will man davon nichts hören. Der Maler ist nach der Meinung des Publikums nur ein Abschilderer der Natur: man glaubt „Objektivität" von ihm fordern zu dürfen, und läßt seine Berufung auf den inneren Zwang des Künstlertemperamentes höchstens als mildernden Umstand zu. Kein hervorragender Maler ist jemals in dem Maße populär geworden wie die genialen Dichter. Volksthümlich werden nur die gewissenhaften Maler bekannter Gegenständlichkeiten: die großen Menzel und die kleinen Anton von Werner. Der poetisch veranlagte Maler begegnet nie einem breiteren Verständniß und muß nicht selten hören, die Erzeugnisse seiner schöpferischen Phantasie seien willkürliche Ausgeburten

und Verzerrungen der Natur. Daß wir Das nicht noch häufiger erleben, kommt nur daher, daß die Malerei in der That, mehr als die anderen Künste, am Stoffe klebt. Der Umweg über die reichgeschmückte Natur ist so lang und auch so verführerisch, daß die schwächeren Begabungen über dem Wege das Ziel verfehlen und auf irgend einer mit klingendem Namen versehenen Etappenstation liegen bleiben. Nur Wenige überwinden die Natur so weit, daß sie reinen Kunstabsichten dienstbar wird. Aus den Werken dieser Auserwählten aber fällt ein zündender Funke in die Seelen. Ihre „Verzerrungen" sind wahre Kunst, die Schildereien der Anderen Illustratorenarbeit.

Ein schlagendes Beispiel selbstgefälliger Verständnißlosigkeit, der also der Malerpoet begegnet, ist das Schicksal Ludwigs von Hofmann. Jahre lang wurde er auf allen Ausstellungen vom Kunstpöbel verlacht und gehöhnt. Selbst die Kollegen wußten nichts mit ihm anzufangen, denn er gehörte keiner Fraktion oder Clique an. Erst als die moderne dekorative Bewegung einsetzte, vermeinte man, ihn registriren zu können; und froh, ein Wort für seine „Richtung" gefunden zu haben, nannte man ihn „dekorativ". Die Bezeichnung könnte gelten, wenn sie ausdrücken will, daß seine Bilder schmücken, — ein der deutschen Malerei beinahe verloren gegangenes Etwas, obgleich es die vornehmste Aufgabe aller bildenden Kunst sein sollte. Aber Das meinte man gar nicht. Man wollte damit eine gewisse Geistlosigkeit, einen Mangel an psychologischer Tiefe — Das heißt: an anekdotischem Inhalt — charakterisiren. Dieses Mißverständniß ist um so beschämender, als Hofmann in einer Zeit, in der die bildenden Künste die nationalen Schranken fast allgemein durchbrachen, ganz deutsch geblieben war. Nicht absichtlich und bewußt, sondern, weil seine Empfindung sich unwandelbar in den Grenzen bewegte, die die deutsche Eigenart umschließen. Es bedeutet noch nicht viel — besonders nicht viel für die Kunst —, ein Lyriker, ein Märchendichter und Liedermaler zu sein; aber es bedeutet viel, diese Innerlichkeit mit den Mitteln der Malerei, Farbe und Form, vollendet zum Ausdruck zu bringen. Ein deutscher Maler, dessen gesunde poetische Empfindung vollkommen Malerei ist und neben den Werken der besten französischen Koloristen bestehen kann: Das will viel sagen.

Hofmann hat sich in Frankreich vielleicht erst selbst entdeckt. Die Bilder seiner Phantasie konnten nicht lebendig werden, bevor seiner Naturanschauung ein Stil gereift war: in Paris lernte er seine eminent koloristische Begabung frei benutzen. Dort fand er den Muth, seinen Augen zu trauen. Sie offenbarten ihm Dinge, die vor ihm Niemand gesehen hatte, und er lernte, sie mit Pinsel, Farbe und Pastellstiften als wundervolles malerisches Gleichniß darstellen. Er sieht die Dinge etwa so, wie der Bewohner eines anderen Planeten, der über Nacht auf unsere Erde gefallen wäre, sie sehen müßte: mit dem Erstaunen des ganz Unbeeinflußten. Am Besten gelingt ihm das kleine Pastell, weniger glücklich ist er oft in seinen Oelbildern größeren Umfanges. Seine Malerei macht dort den Eindruck der unorganischen Vergrößerung eines Originales, das man vorziehen würde. Diese Kunst, die ganz von der malerisch poetischen Idee getragen ist, wird konventionell, wenn sie in zu weitem Faltenwurf auftritt; nicht konventionell im gewöhnlichen Sinn, aber doch so, daß dem Künstler da sein eigener festgefügter Stil zur Fessel wird.

Die Farbe allein genügt ihm nicht. Er will ja nicht koloristisch malen,

wie etwa Monet, der die Gegenstände durch die wechselnden Farbengläser der Wetterstimmung betrachtet, oder wie Liebermann, der in passiver Empfänglichkeit, ohne Absicht, in die Natur schaut, dann sich plötzlich zum Bewußtsein aufrafft und mit wenigen Pinselhieben die Impression auf die Leinwand bringt. Hofmann will seine visionäre Sehnsucht gestalten. Dazu braucht er, neben der den konkreten Dingen entlehnten Farbe, noch die abstrakte Form, den rhythmischen Nachdruck der Linie, den Reimklang und das metrische Maß des Ornamentes. Er muß die Natur des Alltages zu einer Festtagsnatur umbilden, die seine Träume beherbergen und seine Menschen herorbringen kann und uns eine zärtliche Erinnerung an die jugendfrühe Welt unserer kindlichen Gesichte weckt. Und Das gelingt ihm. Er beherrscht Linien und Ornamente mit seltener Meisterschaft. Was viele Andere unsicher suchten, was aus den Bildern der englischen Praeraffaeliten und der jungen Holländer hinaus zum reinen Ornamente drängte, das lineare Element, zwingt Hofmann in den Dienst seiner Idee und weist ihm den rechten Platz. Im Mittelpunkt seiner Bilder, da, wo die innerste Stimmung lebt, ist Alles Farbe und Komplex; gegen den Rand hin werden jedoch die Menschen und ihre Gewänder, die Bäume und Felsen, die Wolken und Wellen immer mehr linear, so daß gewissermaßen der Rahmen schon im Bilde beginnt. Dadurch wird die Stimmung in den Mittelpunkt gebannt und kein Gedanke irrt neugierig über die Peripherie hinaus. Den wirklichen Rahmen bemalt oder schnitzt er in einer Ornamentik, die in formalem und gedanklichem Zusammenhang zum Bilde steht, und häufig läßt er das lehrhafte Moment, das auf die ausgesprochene Empfindung hinweist, als leise Note in der ornamentalen Umrahmung anklingen. Bis zur Allegorie verirrt sich diese Neigung bei ihm nie; dennoch lenkt sie manchmal vom Genuß des Ganzen ab. Je reiner das Ornament im Rahmen auftritt, je weniger es sich auf Formen der Natur bezieht, desto besser schließt es die Stimmung ab und zeigt uns, daß Hofmann seine Bilder ganz abgerundet, ganz als Schmuckstücke empfindet, also — wenn man es denn so nennen will — wirklich dekorativ.

Seine Menschen handeln nicht. Sie leben in der „schönen Trägheit der Blumen"; ihre Stellungen sind gefällig, die Gesichter still. Es sind nicht selbständige Geschöpfe, deren Thun uns interessirt, sondern Gestaltungen eines mit plastischen Bildern spielenden Sinnens. Die badenden Frauen wecken in uns die Lust, im kühlen Waldwasser unterzutauchen, die Schatten der Bäume laden zum Ausruhen in der farbigen Kühle ein. Wir empfinden vor seinen Bildern die ahnenden Schauer des Unendlichen, das drohend Phantastische der Welt und die Tanzfreude sorgloser Glückseligkeit, aber am Häufigsten doch das Glück eines von engen Schranken umstellten Daseins, zwischen Gebüsch und Wasser, an sicheren, stillen Plätzen, aus dem Schatten in flimmerndes Sonnenlicht blickend, mit der Welt verbunden nur durch den grenzenlosen Himmel. Wie eine fortlaufende Gedankenreihe, die sich in Gestalten bewegt, spricht es aus der Gesammtheit seiner Werke. Er malt die Bilder, wie sie der geisterreiche Drang eines Faust sieht, den die Künste Mephistos mit süßen Traumgestalten im Schlaf versenkt haben.

Die Arbeit der Künstler, zu denen Hofmann zählt, wird von der Tendenz beherrscht, die im Kampf gegen den unbefriedigenden Naturalismus steht. Das Verhältniß dieser Künstler zur Natur ist symptomatisch für das ganze geistige Leben unserer Zeit. Den großen Impressionisten, zu deren herber Resignation

die Natur nur von Weitem sprach, denen die Erde nichts war als die mit niederem Gesträuch bewachsene Kruste einer Feuerkugel, die nur das Licht malten, das die Gegenstände mit Oberflächenfarben, mit Reflexen und Gegenreflexen belebt, traten die Koloristen entgegen, die nicht minder scharf sehen, die aber, poetischer Eingebung folgend, die Erde wieder zu einem Tummelplatz menschlichen Lebens machen, deren Kunst den Dingen Eigenleben verleiht und denen die Natur auf den Anruf ihrer Empfindung mit harmonischen Klängen antwortet. Jene Kunst war groß, aber kalt; und sie wirkte auf die Dauer monoton. Der Himmel spiegelt sich im Thautropfen so gut wieder wie im See und die scheinbar enge Kunst der Koloristen erweitert sich Dem, der sich liebevoll darin versenkt, zu einem unerschöpflich tiefen Weltbild. Künstler wie Ludwig von Hofmann gehören der Romantik an, die in der deutschen Kunst von je her heimisch war, deren wesentliches Merkmal eine zwiespältige Sehnsucht ist. Südlich-hellenische Träume von plastischer Schönheit und nordisch-christliche Vergeistigung der Wirklichkeit stehen in ihr unvermittelt einander gegenüber: die Sehnsucht nach Aphroditen und nach der Madonna zugleich. Höchste Sensitivität entspringt diesem Zwiespalt, das Tiefste und Geheimste wird angedeutet und ertönt wie eine entfernte, halb verwehte Musik, aus der Jeder andere, eigene Melodien formt. Die klassische Klarheit eines Goethe oder Boecklin mag sich mit dieser Romantik nicht befassen. Aber in Hölderlins Gedichten, in Schumanns Liedern und in den Bildern eines Schwind, Thoma und Hofmann lebt sie klar und rein. Sie ist gar nicht weltumspannend, sondern deutsch; und am Deutschesten dann, wenn sie lyrisch ist. In ihrem Gebiet wird am Angestrengtesten nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten gerungen, weil ihre Aufgaben so nah dem letzten Ziel aller Kunst liegen. Hofmann hat, viel mehr noch als Thoma, der sich zuweilen in nationalen Archaismus verirrt, diese Aufgabe bewältigt und ganz neue Empfindungformen geboren, die die Grenzen der modernen Malerei erweitern. Sie fassen die Farbenstudien der letzten Jahrzehnte glänzend zusammen und verbinden sie organisch mit dem bedeutsamen Liniendrang der Zeit.

Schon einmal gab es einen Maler, der, ähnlich wie Hofmann, Farbe und Form zu symbolisirender Einheit zu verschmelzen trachtete: Otto Philipp Runge, dessen Bilder in der hamburger Galerie einen Ehrenplatz einnehmen, seit endlich ein kunstsinniger Geist dort seinen Einzug hielt. Als Runge lebte, kannte die bildende Kunst nur tote Regeln und klassisch-akademischen Faltenwurf, weder Farbe noch Licht. Er betrat als Einzelner tastend den Weg, auf dem unsere heutige Malerei stolz und sicher einherschreitet. Goethe nannte seine Bilder „ein Labyrinth dunkler Beziehungen". Sie enthalten im Keim alle Elemente Dessen, was das moderne Formgefühl und der entwickelte Farbensinn als schön empfinden. Das Ziel, das ihm als Entdecker vorschwebte, ist durch Hofmann jetzt, nach neunzig Jahren, erreicht worden. Und schon verwandelt dieses Ziel sich in einen neuen Anfang und eine neue Zeit kündet sich an, in der die Malerei ein noch innigeres Verhältniß zur Natur suchen und mit dem reichen, schon zugerichteten Material zum Bau schreiten wird.

Karl Scheffler.

Selbstanzeigen.

Das Künstlerbuch. Eine ausgewählte kleine Reihe illustrirter Künstler-Monographien, Band III: Franz Stuck, mit 28 Bildern. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin.

Der vielgenannte münchener Meister zeigt eine ganz ungewöhnliche Künstlerlaufbahn insofern, als seine ersten zehn Lehr- und Schaffensjahre ausschließlich dem Griffel und der kunstgewerblichen Darstellung gewidmet waren. Plötzlich schien er dann ein ganz Anderer geworden zu sein. Seit 1889 entwickelte er sich vom geistreichen Farbenpoeten antik-romantischer Stoffe in kurzer Zeit zu einem monumentalen Darsteller allegorischer Ideen. Dieses sprunghafte und erstaunliche Wachsthum Stucks aus seinen natürlichen Quellen zu erklären und den logischen Zusammenhang der scheinbaren Willkürlichkeit seiner künstlerischen Produktion nachzuweisen, war die Absicht dieses Buches, dem Nachbildungen der schönsten Werke Stucks beigegeben sind. Franz Hermann Meißner.

Studien und Skizzen aus Naturwissenschaft und Philosophie. Verlag von Gebrüder Borntraeger, Berlin.

Diese Sammlung von gemeinverständlichen wissenschaftlichen Aufsätzen, die in zwanglos erscheinenden, selbständigen Bändchen von durchschnittlich je vier Bogen Umfang geplant ist, verfolgt in erster Linie den Zweck, bei durchaus freier Behandlung des besonderen Themas in weiteren gebildeten Kreisen Sinn und Verständniß für grundlegende und interessante Probleme der Naturwissenschaft und Philosophie zu wecken und zu erhalten, vor Allem aber auch zu eigenem Nachdenken über die erörterten Fragen anzuregen. Speziell diese letzte Aufgabe, Anregung zu eigener Geistesarbeit, soll leitender Gesichtspunkt sein; und deshalb überwiegen Vergleichungen, Erörterungen und kritische Betrachtungen [illegible] gegenüber der Darstellung positiven Thatsachenmaterials. Die „Studien und Skizzen" wollen also weniger der Vermehrung positiven Wissens als der Förderung wissenschaftlichen Denkens dienen und unterscheiden sich dadurch von den vielen populärwissenschaftlichen Schriften, die theoretische und prinzipielle Fragen häufig gar nicht oder nur unzureichend berühren und meist nur zu einer der wirklichen Förderung wissenschaftlicher Erkenntniß hinderlichen Verbreitung und Befestigung der einseitigen Prinzipien des naturwissenschaftlichen Materialismus führen. Bisher sind erschienen: I. „Ueber wissenschaftliches Denken und über populäre Wissenschaft". In dieser Studie werden leitende Prinzipien für ein freies wissenschaftliches Denken und für die allgemeine Darstellung tieferer wissenschaftlicher Probleme gesucht. II. „Zum Problem der Willensfreiheit." Diese

zweite Studie untersucht hauptsächlich die Gründe, denen es zuzuschreiben sein mag, daß bezüglich dieses Problemes so schroffe Gegensätze entstanden sind und sich dauernd behauptet haben.

München. Dr. Adolf Wagner.

Nach Damaskus. Von August Strindberg. Deutsche Originalausgabe, unter Mitwirkung von Elsbeth und Emil Schering vom Verfasser selbst veranstaltet. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 1899.

In der Anzeige der deutschen Ausgabe von Strindbergs „Legenden" habe ich schon darauf hingewiesen, daß Strindberg nach seiner letzten — von ihm in „Inferno" und „Legenden" geschilderten — Krisis sich in seinem Dichten und Trachten nur noch Gott und den letzten Dingen gegenüber sah. Wenn seine nächste Arbeit, ein Doppeldrama, den Titel „Nach Damaskus" trug, so war der beabsichtigte Hinweis auf den Apostel Paulus deutlich genug. Der erste Theil schließt damit, daß der „Unbekannte" der „Dame" in eine Kirche mit den Worten folgt: „Nun ja! ich kann ja immer hindurch gehen; aber bleiben werde ich nicht!" und der zweite Theil damit, daß der „Unbekannte" dem „Konfessor" ins Kloster mit den Worten folgt: „Komm, Priester, ehe ich meinen Sinn ändere!" Das läßt die Führung der Handlung ahnen, die auf ein Weiteres hinweist. Ein Theil dieses Weiteren sind zwei Dramen, die Strindberg während des letzten Winters in seiner Einsiedelei in Lund mit der ihm bei der Arbeit eigenen Konzentration geschaffen hat. Sie führen den gemeinsamen Titel „Vor höherer Instanz". Die deutsche Ausgabe beider Dramen wird im gleichen Verlag wie „Legenden" und „Nach Damaskus" erscheinen und ich hoffe, sie in nächster Zeit hier anzeigen zu können. Emil Schering.

Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirthschaft, herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft. Schriftleitung: A. Seidel, Sekretär der Gesellschaft und Schriftleiter der Deutschen Kolonialzeitung. Verlag von O. Kusserow, Berlin. Jahrgang I., 1899, Heft 1.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft hat es in Gemäßheit ihrer Satzungen von je her als ihren vornehmsten Zweck betrachtet, die nationale Arbeit der deutschen Kolonisation zuzuwenden und die Erkenntniß ihrer Nothwendigkeit in immer weitere Kreise zu tragen. Dieser Aufgabe hat sie in literarischer Hinsicht bisher durch die Herausgabe der Deutschen Kolonialzeitung genügt. In dem Rahmen einer Wochenschrift verbot sich aber naturgemäß eine eingehende Behandlung einzelner Fragen, selbst solcher von der größten Wichtigkeit. Eben so mußten alle Aufsätze, die einen mehr wissenschaftlichen oder technischen Charakter trugen und daher ihrer Natur nach nur für einen Theil der 32000 Leser der Deutschen Kolonialzeitung interessant sein konnten, ausgeschlossen bleiben. Da aber die Gesellschaft im Interesse ihres Ansehens auf die Anregung und Veröffentlichung solcher Arbeiten nicht verzichten kann, hat sie sich zur Be-

gründung der „Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirthschaft" entschlossen. Jährlich erscheinen zwanzig Hefte im Umfange von je zweiunddreißig Seiten mit Illustrationen und Karten in vornehmer Ausstattung. Die einzelnen Hefte werden unregelmäßig, aber in angemessener Vertheilung auf den Zeitraum eines Jahres, veröffentlicht. Sie sollen ein Sammelbecken für die literarischen Erzeugnisse der Kolonial- und Wirthschaftpolitiker wie der wissenschaftlichen Erforscher unserer Schutzgebiete sein. Das vorliegende erste Heft bringt einen Vortrag des Geheimen Kommerzienrathes Dr. Wilhelm Oechelhäuser über die im Anschluß an die Bestrebungen von Cecil Rhodes neuerdings so brennend gewordene Frage der deutsch-ostafrikanischen Centralbahn. Dann folgt ein Aufsatz über die Samoa-Frage aus der Feder des früheren preußischen Gesandten bei den Hansestädten, des Wirklichen Geheimen Rathes von Kusserow, der unter Bismarcks Leitung gearbeit und dadurch Gelegenheit gehabt hat, die Ansichten des Schöpfers unserer Einheit über diese Frage kennen zu lernen. Das Heft enthält dann noch ein Referat über die Verhandlungen des Reichstages in der Samoa- und Karolinen-Frage. Ein Artikel über unsere schwarzbraunen Landsleute in Neu-Guinea vom Dr. Schnee bildet den Schluß. Möge das erste Heft — und eben so die folgenden — bei Allen, die Deutschlands überseeische Interessen zu fördern bestrebt sind, eine freundliche Aufnahme finden. A. Seidel.

❦

Halbthier! Roman. F. Fontane & Co., Berlin.

„Was will sie? Mit was für Leuten muß sie verkehren? Wo giebts solche Leute?" So höre ich fragen.

Darauf antworte ich: „Ich denke, daß ich die selben Leute kenne wie Ihr. Den Ordentlichen Professor A. und den Freiherrn von B. und den Kommerzienrath C. und den Doktor D."

„Desto schlimmer," sagt man, „damit beweisen Sie Ihre Talentlosigkeit und Böswilligkeit, — weiter nichts."

„Erlauben Sie, welche Nummer hat Ihre Brille? Wie stehts mit Ihren Augen?"

„Leider nicht besonders."

„Und mit Ihren Ohren?"

„Bitte, man hört völlig genug für den Hausgebrauch, wie es einem Kulturmenschen geziemt. Man sieht auch schließlich genug."

„Da bin ich noch nicht so weit vorgeschritten. Ich sehe leider noch wie ein Wilder und höre wie ein Wilder und kann dazu auch mit den Ohren wackeln, ein Ueberbleibsel aus der Zeit, wo ich bei Gefahren die Ohren noch spitzte. Mich täuscht der ganz ordentliche Professor nicht so leicht und die freiherrliche Familie imponirt mir nicht. Ich sehe da Allerlei . . . mehr, als mir lieb ist."

O, ich kenne manchen Doktor Frey und manchen Henry Mengersen, kenne sie in allen Abstufungen. Ihr kennt sie auch. Weil sie aber so prächtige Leute sind, berühmt und angesehen, tadellos gekleidet, jovial, vielleicht gar Apostel oder Propheten irgend einer Idee, die die Menschheit beglücken soll, sei Ihr von ihnen und der Ehre, mit ihnen zu verkehren, wie berauscht, — und da denke ich in meiner Bescheidenheit, Ihr seht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Fragt

einmal vielleicht in der Familie nach, bei den Frauen jener mächtigen Gewächse, die so köstlich und reichlich gedüngt, im Bewußtsein ihrer Würde und ihres Intellekts, sich ausbreiten, wie Riesenpilze, die von außen gesund und zum Genuß einladend anzusehen, mit glatter Haut und großem Umfang, innen aber zerwuchert und bös durchritten sind. Fragt einmal an, wie es sich neben ihnen lebt?

Ihnen gleicht mein lieber Doktor Frey, der seine Menschenkraft ganz nach außen hin geleitet hat. Der liebenswürdige, joviale Streber, der er ist: wie kommt er daheim so ausgegeben und öde angestolpert, wie sackt er da in seinen herrlichen Eigenschaften zusammen! Was haben die Seinen an ihm? Einen zerwucherten, durchrittenen Riesenpilz, zu nichts zu gebrauchen, einen drückenden, mürrischen, giftigen Gesellen.

Und Mengersen, der große Künstler! Welche Stirn, welche stahlfesten Augen, die Gestalt elegant, jede Muskel wie von scharfem und doch sensiblem Intellekt durchdrungen! Die Art, sich zu kleiden, hebt ihn über das Gewöhnliche, wirkt auf gewisse Naturen verblüffend. Was ein armer tapferer Kerl mit schlecht sitzendem Rock und mit an den Knien ausgearbeiteten Beinkeidern mit Aufbietung aller Kräfte schwer erkämpft, fällt ihm zu. Er braucht, um es zu erreichen, nur etwas mehr Zeit und Geld zu seiner Toilette.

Für Frauen ist er unwiderstehlich. Diese jungen, naiven deutschen Frauen langweilen ihn schon seit Jahren. Sein Empfinden als Mensch ist vortrefflich geschieden von seinem Künstlerempfinden. Als Künstler kann er leidenschaftlich werden und groß sein. Er ist sich Dessen auch vollkommen bewußt. Er hat sehr viel über sich nachgedacht, beurtheilt und behandelt sich selbst gewissermaßen wie ein Kunstwerk. Er hat sich zur Kunst trainirt, wie Andere sich zu einem Sport trainiren, — eben so kühl rechnend. Er ist müde und gelangweilt vom Weibe. Entsetzlich, denkt er, das Weibliche in der Natur. Diese blinde Wuth, sich ins Elend zu stürzen. Das Gedankenlose, nie die Folgen Ueberschauende. Egoistisch wie der Mann; aber so unsäglich dumpf, so instinktiv. Wie unangenehm großgezogen ist dies langweilige, aufdringliche Sich-Opfern-Wollen! Wie sie sich hindrängen wie eine dumpfe Heerde, — ekelhaft!

Ihm ist das menschliche geistige Weib, das nicht nur Geschlechtswesen ist, eine Unmöglichkeit, eine verächtliche Heuchelei des Halbthieres; und deshalb mißachtet und beleidigt er die junge Isolde, die, hingerissen von seiner Kunst, ihre Schönheit ihm offenbart, in reinstem Empfinden ekstatisch fortgerissen. Isolde liegt mit Schmach beladen, von Schmach erdrückt in dunkler Nacht, einsam, mit beschimpfter Seele und denkt über sich, denkt über das Weib nach.

Eine brennend heiße Angst steigt in ihr auf. Was war denn Das? Alles, was je gedacht, war vom Manne gedacht, Alles, was je gethan, war vom Manne gethan. Wie war ihr Das klar geworden? Ganz neu starrte es sie jetzt an: das Weib und das Thier haben nichts gethan und nichts gedacht, wovon man weiß! Bis in den innersten Grund ihrer Seele erschrak sie.

Da lag sie, wie gebrandmarkt. Hatte er nicht Recht? Lächerlich war es ihm, wenn sie von Kunst zu ihm sprach. Was hatte sie damit zu thun? Was ging sie Kunst an? Da fühlte sie die ganze Verachtung, die auf dem Weibe liegt. Da lag sie zertreten, beschimpft, vereinsamt und gehörte zu der dumpfen, gedankenlosen Hälfte der Menschheit, die nicht das Recht hat, sich im vollsten

Sinne Mensch zu nennen. Thränen lösten sich aus ihren Augen, brennende, schmerzhafte Thränen, die wie Blutstropfen aus einer Wunde flossen.

Henry Mengersen heirathet Isoldens Schwester, das Weib, das für ihn bequem ist; da braucht er sich nicht zu geniren. Er ist sich selbst genug. Er braucht den weiblichen Abklatsch seines Selbst nicht. Er hält seine Frau kurz, er weist ihr ihre Stellung an und duldet nicht, daß sie in seine Angelegenheiten hineinredet. Und nach Jahren sagt die verstummte Frau: Wie ein grauer Regentag ist diese ewige Mißachtung; dabei stirbt die Seele. Und als er ihr Wesen erdrückt hatte, langweilte sie ihn. Da verliebte er sich nun in die Schwester Isolde, die er einst wegen ihres lebendigeren Geistes als unbequem bei Seite geschoben hatte.

„Was sind diese Hühner um mich her, verglichen mit Dir? Du Dämon, Du kühler, brennender Dämon!" ruft er sinnlos. Und Isolde durchschaut vollkommen diese teuflische Unlogik.

Wer wird Isolde verstehen? Die nur, die es selbst an sich erfahren haben, deren Seelen aus der tiefen Dumpfheit des Weibes auftauchen wollten, die den Drang der Menschwerdung selbst in sich spürten, die große Seelenqual und Seelenwonne, die zur Erkenntniß treibt.

O, ich höre, wie man sagen wird: Isolde will in die Rechte und in das geistige Wesen des Mannes hineinwachsen. Man wird nicht verstehen, daß sie Mensch werden will. Das liegt so fern fürs Weib. Sie will Weib sein und Mensch, nicht nur Geschlechtswesen. Sie will ihren Antheil an Erkenntniß. Sie will sich nicht mit einem verkrüppelten, lallenden, künstlich gezogenen Zwergengeist begnügen. Sie fühlt, daß ihr die schöne Unbewußtheit, die man dem Weibe anerzog, aufgezwungen ist. Sie fühlt, daß ausschließlich „Weib sein" heißt: „nicht Mensch sein", fühlt es als eine Schmach. Ihre Seele ruft in Todesnoth: Und habt Ihr eine Welt auf mich geworfen, — ich breche durch! Und habt Ihr mich verschüttet mit dem Schutt von Jahrtausenden, — ich breche durch!

Wer wird verstehen, daß die junge Isolde, als sie dem großen Künstler Mengersen ihre nackte Schönheit in wundervoller Ekstase offenbarte, seiner von ihr angebeteten Kunst ein Weihegeschenk brachte, wie es eine Künstlerseele der anderen bringen darf, ein reiner großer Mensch dem anderen?

Ja, sie hatte ihn geliebt! Ja, sie hatte ihm das Schönste gegeben, das Einzige, ihre Schönheit, die sie selbst liebte, die sie kannte und die sie selig und froh gemacht hatte. Seiner heiligen großen Kunst hatte sie sie geben wollen, — als Mensch und als Weib.

Die Männer haben sich als schlechte Künstler bewiesen, als sie den Begriff „Weib" schufen, — undifferenzirt und ungegliedert. Und in diesen Begriff ist das Weib hineingewachsen wie in eine Zwangsjacke. Das Weib ist des Mannes schlechtestes Kunstwerk. Hin und wieder steigt eine Natur aus den Massen auf, die größer als der künstliche, armsälige, unvollkommen geschaffene Begriff „Weib" ist. Und diese Naturen sind fremd auf Erden, sind umgeben von Geschöpfen, denen sie nicht gleichen. Es sind die Weibmenschen, wie die Natur sie gewollt, die von der engen Zwangsjacke des unnatürlichen Begriffes Weib gepeinigt sind, die mit Entsetzen fühlen, was dem Weibthum dieser Welt angethan wurde. Sie wollen in ihren Menschengeist hineinwachsen, in die Erkenntniß hineinwachsen, die den Menschen als Ziel gesteckt ist. Sie wehren sich gegen

das Schicksal geistiger Verkümmerung Sie fühlen ihr Menschenthum, — und auf Schritt und Tritt empfinden sie Mißachtung und Mißdeutung ihrer Einfachheit.

. . . Ja, wie kam ich auf diesen Roman? Ein Einfall wars wahrlich nicht, aber eine lange Kette von Erschautem und Empfundenem, ein heißer Drang, zu sagen, was ich sah.

Bei einem Diner wars. Ich war ein junges Ding voll Kraft und Leben und hielt meine Jugend für etwas Köstliches und fühlte Kräfte in mir, ein wundervolles Leben zu führen. Liebenswürdige Frauen saßen um den Tisch und Männer in hoher Stellung. Es wurde geplaudert und Anekdoten wurden erzählt und ich dachte: wenn diese Männer doch etwas Lebendiges sagen wollten. Alle diese Witze sind nicht besonders. Es dauerte nicht lange. Einer begann, sprach über etwas nicht Alltägliches mit seinem Gegenüber. Bald betheiligten sie sich Alle. Uns Frauen hatten sie völlig vergessen. Wir saßen stumm, schauten auf die Teller und lächelten einander zu. Plötzlich machte der Eine, der begonnen hatte, ein süßes Gesicht und sagte: „Die Damen werden entschuldigen, solche ernste Gespräche gehören sich eigentlich nicht u. s. w."

Wie kam es, daß ich tief erröthete?

Eine der Frauen sagte: „Ach bitte."

Da erröthete ich wieder. Heiß stieg es mir bis in die Augen und mir war, als hätte ich einen Schlag ins Gesicht bekommen.

Hier, an diesem vornehmen Tisch, in diesem jungen Kopf begann der Roman „Halbthier" zu spuken. Von da an verging kein Tag, an dem ich nicht spürte, daß die Weiber immer eine Heerde sind, die möglichst von der Tränke ferngehalten wird.

Die Heerde ist nicht übermäßig durstig, denn sie hat sich voll gefressen auf saftiger Waide. Es ist zu ertragen.

Ein Theil der Heerde hat aber auf dürrem Boden gegrast: diese Thiere sind gehörig durstig geworden. Sie drängen und stoßen und beunruhigen die zufriedene Heerde. Sie wollen zur Tränke. Mit der Peitsche muß nach ihnen geschlagen werden. Die Wächter der Tränke und die zufriedene Heerde mit dem schlafenden Durst wehren sich gegen die durstigen Thiere. Auf beiden Seiten ist man ärgerlich über die Unruhigen. Wollt Ihr wohl Ruhe halten!

Dieser Roman ist kein besonnener Roman. Ein durstiges Thier scheint darin sich offenbart zu haben. Es ist zu viel der Leidenschaft für die Satten, zu viel für die Wächter. Aber die Durstigen stimmen mit ein. Anders philosophirt das Pferd über die Peitsche als der Fuhrmann.

Die Wächter werden sagen: Wir sind nicht so roh. Wir sind wohlbestallte Wächter der Tränke. Das durstige Thier aber sieht nur Wächter wehren; gütig oder roh: ihm gilts gleich. Seht die Dinge vom Standpunkt Dessen, der leidet. Das ist der Standpunkt, von dem aus die Offenbarungen strömen.

Abgewogene Gerechtigkeit, hier wie dort vertheilt, ist göttlich; aber nur ein Leidloser ist im Stande, weise abwägend zu urtheilen. Die Euch ihren Theil der Welt kennen lehren, Das sind die Leidvollen, die ihr Leid offenbaren, die es mit sich tragen, die es Euch hinhalten. Der Leidvolle in seiner Einseitigkeit ist aber lebendiger als der Gerechte in seiner Gerechtigkeit.

München. Helene Böhlau (Frau al Raschid Bey).

Notizbuch.

Die schönen Tage der haager Friedenskonferenz sind nun zu Ende. Zeitungschreiber und Zeitungleser weisen, mitspöttisch gerümpfter Nase, auf den geringen Ertrag des gewaltigen Aufwandes, verkünden kichernd, die Ausdehnung des durch die Genfer Konvention geschaffenen Rechtszustandes auf den Seekrieg sei das einzige positive Ergebniß des langen Geredes, das im Uebrigen nur den zwischen den Völkern gehäuften Zündstoff vermehrt habe, und rühmen sich ihrer Prophetenkunst, der über diesen Ausgang der Sache nie ein Zweifel entstanden sei. Die Geschichte ist ja kläglich genug verlaufen; zu etwas ernsteren Betrachtungen aber könnte sie ernsthafte Leute doch stimmen. Denn erstens hat sie gelehrt, wie wenig selbst der scheinbar mächtigste Mann heutzutage zu leisten vermag, wenn ihn nicht das Interesse starker Volksschichten stützt. Den Plan des Zaren hat weder der russische Tschin noch die europäische Bourgeoisie mit Begeisterung begrüßt; den Tschinowniks brachte er Unbequemlichkeiten und neues Schreibwerk, der militairischen Bureaukratie obendrein noch eine Minderung ihres Ansehens, — und daß unter Europens Industriekapitänen vielfach die Hoffnung auf einen Krieg gehegt, ein Krieg als einzige Rettung vor dem nach der pariser Weltausstellung zu erwartenden Krach angesehen wird, ist längst kein Geheimniß mehr. So blieb Nikolais Majestät vereinsamt; und der junge Reußenherrscher müßte schon eine ungewöhnlich lebhafte Phantasie besitzen, um sich einzubilden, er habe Etwas „erreicht". Doch die gescheiterte Aktion bietet uns noch eine zweite Lehre. Die Leute, die über die Unthätigkeit der in den „Busch" und nach Scheveningen verbannten Diplomaten Witze machen, bedenken gar nicht, daß diese excellenten Herren an keinem Ort des Erdballes beträchtlichere Leistungen vollbringen. Sie haben weislich die haager Protokolle der Mitwelt verborgen; aber sie tagten zum Theil diesmal doch wenigstens im berühmten „Licht der Oeffentlichkeit", — und nun haben die annoch Titelgläubigen gesehen, was von solchen Vertretern eines rückständigen Systems gewirkt und geschaffen wird. Ein preußischer Oberst und Herr Léon Bourgeois, die Beide nie im diplomatischen Dienst unthätig waren, ragten wie Geistesriesen über die Greisenperücken empor. Kein Wunder: eine Zunft, in der Fürst Chlodwig zu Hohenlohe den Ruhm eines Staatsmannes erwerben und Herr Bernhard von Bülow wie ein schöpferischer Genius angestaunt werden konnte, überstrahlt leicht auch der leidlich begabte Dilettant. Und diese Gesellschaft, die höchstens die für die Eintagsarbeit nöthige Geschäftsroutine aufzubringen vermag, sollte einer Lebensfrage der gesitteten Menschheit die Antwort suchen und finden! Wenn die Völker endlich einsähen, daß die müssigen Herren, die man Botschafter, Gesandte, Legationräthe und Attachés nennt, nicht das Geringste leisten, daß die für ihren Luxustrain aufgewandten Millionen einfach vergeudet sind, und daß, seit Eisenbahnen, Telegraphen- und Telephonleitungen erfunden sind, dieses ganze Zopfzeitsystem jede Existenzberechtigung verloren hat, dann hätte die haager Rednerei einen großen Erfolg gebracht. Und wenn man die adeligen Pfründner höflich zwänge, künftig daheim ihren Kohl zu bauen, statt aus Monarchenschlafstuben

und Ministervorzimmern den Klatsch aufzulesen und in Denkschriften zu verpacken, dann hätte man zur Dauerbarkeit des Friedens mehr beigetragen, als es durch Konventionen, Paragraphen und Schiedsgerichte je möglich wäre.

* * *

Der Besuch, den der Kaiser dem französischen Schulschiff Iphigénie im Hafen von Bergen abstattete, wurde in unserer Presse als ein weltgeschichtliches Ereigniß dargestellt, als der Sieg eines liebenswürdigen Bezauberers über gallischen Chauvinismus, als der Beginn einer neuen Epoche mitteleuropäischen Friedens. Jetzt wird in Deutschland über den Vorgang nicht gern mehr gesprochen. Schade. Denn in französischen Blättern werden über den Tag von Bergen sehr merkwürdige Dinge erzählt. Im Figaro, dessen leitende Redakteure ein gutes Verhältniß zu Deutschland wünschen, konnte man lesen, der Kaiser habe bei der Einfahrt in den Hafen auf allen Schiffen seines Geschwaders die französische Flagge hissen lassen, ce qui était contraire à tous les règlements. Auch das Motiv dieser auffälligen Ehrung wird mitgetheilt: L'Empereur avait admirablement compris que notre amour-propre national était soumis à une épreuve suffisamment rude. Danach ist also das französische Nationalgefühl auf eine sehr harte Probe gestellt, wenn der Deutsche Kaiser den Fuß auf ein französisches Schiff setzt, und der Kaiser muß ganz besondere, den internationalen Regeln widersprechende Ehrenbezeugungen aufwenden, um diese Probe erträglich zu machen. Außerdem wird berichtet, Wilhelm der Zweite habe gesagt, er beneide die französische Marine um ihr Menschenmaterial, dem er nichts Gleichwerthiges an die Seite zu stellen habe, und hinzugefügt: „Die Seeleute, die Sie nachher auf meinem Schiff sehen werden, sind noch das Beste, was ich zu bieten vermag, — aber Die habe ich auch selbst ausgebildet!" Der Kaiser habe sich plus que courtois gezeigt, doch sei es ihm nicht gelungen, die eisige Höflichkeit der französischen Mannschaft auf einen wärmeren Ton zu stimmen. Das meldet ein nüchterner Bericht; die in kleineren Blättern verbreiteten Mären können im Bereich der deutschen Preßfreiheit nicht einmal angedeutet werden. . . So sieht die Bilanz des „weltgeschichtlichen Tages" in der gemeinen Wirklichkeit aus. Ob man uns nicht endlich mit einer offiziösen Darstellung des betrübenden Ereignisses trösten wird? Vielleicht. Und ob man nicht aufhören wird, privates Handeln hoher Herren als politisch und historisch bedeutsam auszubrüllen? Gewiß nicht. Eben hat der „Meteor", die Yacht des Kaisers, in Cowes einen Preis gewonnen. An diesem Erfolg seines gut gebauten Schiffes wird der Monarch sich nicht mehr Verdienst zuschreiben als irgend ein Baron Rothschild oder Ephrussi an dem Sieg seines Rennpferdes. In der deutschen Presse aber giebt es Hundeseelen, die den Kaiser als Triumphator auf dem Gebiete des Wassersportes feiern und der aufhorchenden Menschheit zurufen, nun, seit dem denkwürdigen Tage von Cowes, sei das Band der Freundschaft zwischen Briten und Deutschen fester als jemals vorher geknüpft. Und diese Meteor-Politik wird wahrscheinlich währen, bis dem deutschen Ansehen einst das letzte Gestirn erloschen ist.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.